



Inhalt: Im Park zu Weimar, von Karl Neumann-Strela (mit Illustration von A. von Wille). — Der Tod und der Diplomat. — Leana. Novelle von Ludovica Hefel. Kapitel I. — Die Statue Ludwig's XVI. — Sonnen- und Mondfinsternisse, von Dr. G. Lewinstein. — Die Nachtwache einer barmherzigen Schwester, von E. M. G. de Szt. Jvan (mit Illustration von Gabriel Max). — Ein Empfehlungsbrief. — Ida Lewis, das Gelbenmädchen von Newport. — Zur Geschichte der Schminke. — Die Schutzheilige der Unterirdischen, von Bernhard Zahn. — Polka-Mazurka, von G. Schumann. — Modenbild nebst Beschreibung. — Räthsel. — Auflösungen des Räthsel und der Charade Seite 298. — Correspondenz.



Im Park zu Weimar. (Die Schillerbank.) Zeichnung von A. von Wille.

Im Park zu Weimar.

Der Schnee lag hoch, und über die Felder blies ein scharfer Wind. Die Glocke auf dem Jakobsturm in Weimar hatte eben die Mittagsstunde geschlagen, als am Regeltor eine gelbe Kutsche und ein Leierwagen hielten. In der Kutsche auf dem Rücksitz saß ein Herr in grünem Gehrock, mit einem gestrichelten rothen Schal um den Hals; ihm gegenüber eine Dame in Pelzmantel, auf dem Schooße einen schreienden Säugling und zwei schlafende Kinder neben sich. Im Leierwagen aber, zwischen Kisten, Kasten und Schachteln förmlich eingeklinkt, hockten zwei vernünftige Gestalten: ein Diener und eine Kose. — Der Herr stieg aus, zog die Glocke und trat in das Thorhaus. Ein gelb und grün uniformirter Beamter reichte ihm das Wochensjournal hin, und der Herr schrieb hinein: Hofrath und Professor Friedrich Schiller nebst Familie und Bedienung aus Jena. . . . Dann erst durften die Wagen passieren.

So war denn nach reiflicher Erwägung und zahlreichen Briefen zwischen dem Dichter und seinem Fürsten der wichtige Schritt geschehen: um Goethe, dem Hofe und Theater dauernd nahe zu sein, hatte Schiller, wie es in dem Jener Wochenblatte hieß, „zum aufrichtigen Bedauern der Herren Professoren, Studenten und Bürger dem lieben Jena Lebewohl gesagt, um im Hause des Herrn Geheimraths von Goethe Excellenz zu Weimar fortan Wohnung zu nehmen.“ Mit schwerem Herzen verließ der Dichter das „alte liebe verräuchernte Nestchen im Saalthal“, und ihn zumal, weniger seine Gattin, die in den Professorenkreisen für hochmüthig galt, sah man ungern scheiden. Gestern noch, am letzten Abend, hatten ihm die Studenten ein Vivat gebracht, und als er schon in die gelbe Kutsche stieg, kam noch ein Briefchen von „Mama Griesbach“, der Frau Kirchenrathin, einer lebenswürdigen und originellen Frau gleich Goethe's Mutter, und Mama Griesbach schrieb ihm: „Ich war so gewohnt, mit Ihnen zu leben, daß mir die Thränen in die Augen kommen, denke ich, daß soll nun nicht mehr sein.“

Die nächste Nummer des Jener Wochenblattes schon brachte die Berichtigung, daß Schiller nicht im Goethe'schen Hause, sondern im „Erbsprinze“, dem ersten Gasthofe am Markt, abgestiegen sei. Hier, im Wirtschaftshaus, mußte er unbefähigt genug Monate verleben, denn in einer Residenz, welche „aus einem Schloße und einigen Häusern“ bestand, war es nicht so leicht, eine geräumige Wohnung zu finden. Endlich hatte Frau von Imhof, ins Ausland reisend, die Güte gehabt, dem Dichter ihre Wohnung anzubieten; eine ihm doppelt willkommene Gelegenheit, da die Fenster dieser Wohnung nach dem Park zu lagen. War es doch Frühling, Wiesen und Bäume prangten im schönsten Grün — und wie herrlich ging sich's durch den welschen Garten und über die Brücke zum Gartenhause Goethe's, wo Schiller sich fortan allabendlich als Gast einstellte. Zwar war es jetzt stiller, als sonst in diesem kleinen, weißen, zwischen Rosen, Ephen, Eichen, Buchen und Linden fast versteckten Gartenhäuschen, das Goethe einst selbst besungen:

„Uebermüthig steht's nicht aus;
Hohes Dach und niedriges Haus;
Allen, die daselbst verkehren,
Ward ein froher Muth bekehrt.
Schlanter Bäume grüner Flor,
Selbstgeplanter, wuchs empor.
Geistig ging zugleich allort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.“

Leer war's jetzt zumeist in der Laube, wo einst Goethe im Wertherkostüm und zu den Füßen der Frau von Stein die lieblichsten Märchen erzählt; leer der Altan, auf dem er in brausender Frühlingssnacht, in seinem Mantel gehüllt, bei Donner und Blitz im Freien geschlafen; und leer das Plätzchen auf der Höhe, wo der Herzog, Corona Schröter, die schöne Sängerin, und sogar der redselige herzensgute Papa Wieland mit Goethe Ball und Blindenkugelspiel, Confect genascht und Würzburger Schaumwein getrunken hatten. Vorbei die jugendliche Lust, verstummt Becher- und Guitarrenklang. Der „Götterliebhaber“ war älter und kälter, der Vegetationsrath war Minister geworden, der jetzt beflaglicher in einer Gurtbettstelle schlief und in demselben Stübchen, wo er an der „Phygenia“ gedichtet, nun die Entwicklung der Pflanzen und den Knochenbau studirte. Aber gerade ob dieser Stille ringsum rief Schiller: Glücklicher Goethe! Oft noch nach dem Schluß des Theaters saßen in dem Häuschen die Freunde auf einem schwarzen Lederjopha bis tief in die Nacht hinein, und zuweilen in der ersten Stunde pochte noch der Herzog, um „über Kant'sche Philosophie und Gedichte und Trauerspiele was Gutes und Nichtiges zu hören.“ Dann geschah es wohl, daß er die Herren auf den nächsten Abend ins Schloß lud, aber wahrscheinlich „ganz unter uns“, da Friedrich Schiller, noch ohne „von“, nicht officiell bei Hofe empfangen werden konnte. Und etwas wunderbarlich mag sich der fränkische Räuber-Dichter in seiner Hoftracht, dem braunen Frack mit rothem Aufschlag, mit Galanteriedegen und Chapeau-bas, ausgenommen haben, zumal gegen Goethe, der stets, auf dem Parket des Schloßes, in seiner Arbeitsstube oder im Parterre des Theaters, „Jupiter-Goethe“ war. Im Theater herrschte er unumschränkt. Dort, mitten im Parterre, stand sein Thron, ein hoher Sessel, von dem herab er zu laut redende Jener Studenten häufig mit einem Blick zum Schweigen brachte und einmal, als bei der Darstellung von Schlegel's „Jon“ gelacht wurde, das Publikum andonnerte: „Man lache nicht!“ Kein Wort und keine Bewegung der Schauspielerei ging ihm, dem Director, auf diesem Throne verloren, auch konnte er von hier den ganzen ersten Rang überblicken, auf welchem nach altem Herkommen rechts der Adel und links die bürgerlichen Honoratioren ihre Plätze hatten. Der arme Wieland vergaß sich einmal und betrat im Zwischenact die rechte Seite, mit einer Hofdame ein Gespräch anzuknüpfen; am nächsten Tage überraschte ihn die Direction mit einem tüchtigen Verweis. Auf dem Lederjopha im Gartenhäuschen wurde von Goethe oft das Repertoire zusammen mit Schiller gemacht; hier theilten sich die Dichter ihre neuesten Arbeiten mit; hier wird Schiller auch, bevor er Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und den Tell niederschrieb, den Rath des Freundes oft erbeten und erhalten haben.

„Aber, so spricht einer ihrer Zeitgenossen, über Philosophie und Dramaturgie wurde die leidige Prosa — des Lebens — nicht vergessen.“ Seit sich Schiller von seinem kleinen Besitzthum in Jena getrennt, hatte er, der Feind jeder Mietwohnung, immer sich wieder nach einem eigenen Häuschen, doch bis jetzt vergebens gesucht; nur zweimal im Laufe zweier Jahre waren ihm Anträge, nicht empfehlenswerther Art, gemacht worden. Nun erklärte sich der Engländer Wellish bereit, sein an der Esplanade gelegenes zweistöckiges Haus dem Dichter abzutreten. Sofort beriet sich

dieser, mündlich und schriftlich, mit Goethe, wie das ihm noch fehlende Kaufgeld gegen die damals üblichen drei Procent zu beschaffen sei; er selbst besaß nur 1150 Thaler. Dann dem allmächtigen Minister, erklärte die fürstliche Kammer sich bereit, ihm 2600 Gulden zu leihen; auch Goethe selbst steuerte nach Kräften bei, die „chère mère“, Charlotte Schiller's Mutter, gab 600 Thaler, Schiller deckte den Rest. So konnte er denn gleich dem Schweizer sprechen: „Ein Heimel ist mein!“ und am 29. April 1802 verzeichnete er in seinem Kalender: „Heute bin ich in unser neues Haus gezogen. Und starb meine Mutter in Schwaben, alt 68 Jahr 4 Monate.“ — Wer kennt nicht dies hellgelbe Haus mit den grünen Fensterläden! Ein unformlicher Schreibtisch, ein unscheinbares Klavier, worauf eine Guitarre, ein Tischchen mit Tabakdose und Tasse, werthlose Bilder an den Wänden, rothe Ziegeldinen vor den Fenstern — das ist die Dachstube, in welcher der kranke Dichter Nächte hindurch gearbeitet hat. Aus diesem Stübchen, wo drei Jahre später der Edel starb, — bald nach dem Rufe: „Immer besser, immer heiterer!“ — sind so viele unsterbliche Gedanken in die Welt hinausgegangen! Hier empfing er den Besuch des Königs von Schweden und aus dessen Händen einen Brillantring, „den ersten Vogel dieser Art, der ihm ins Haus geflogen kam“; hier überraschte ihn, mit einem grünen Zweig spielend, um ihre schönen Hände zu zeigen, Frau von Staël. Trotz seines schlechten Französisch und trotz des gegen Goethe geäußerten Urtheils: „Das einzig Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können,“ diente Schiller derselben als Cicerone in Weimar. Einmal, als er gerade mit seinem ältesten Knaben „Soldaten spielte“, traten in dieses Stübchen „drei alte Majors“ aus dem benachbarten Erfurt. Jeder Krieger schwärmte damals für den Wallenstein. Erwähnte Drei luden ihn nach Erfurt ein, wo die Offiziere zu seinen Ehren Wallenstein's Lager aufzuführen wollten. Es habe ihm großen Spaß gemacht, schrieb er an Körner in Dresden; aber wohl weniger das Gelage nachher, bei dem gegen hundert Offiziere um ihn herum qualmten, sangen und ihm unaufhörlich zutrunknen! War ihm doch nur „täglich ein Schlüßchen Malaga als Arznei“ gestattet, und der für seine Verhältnisse große Weinvorrath — am 30. Juni 1804 hatte er 61 Flaschen Malaga, 35 Bourgogne, 22 Champagner, 10 weißen Portwein, 4 Muscaten, 2 Reistwein, 17 Ruster, 6 Dedenburger, 34 Frankenwein, 4 halbe Flaschen Falerner und 5 Flaschen Rum im Keller — war lediglich für Freunde und Fremde da, die ihm doch oft genug gerade die einzige schmerzlose Stunde des Tages raubten. Goethe verstand es besser, sich den „Menschenkehrich“ vom Halse zu halten; der „gute“ Schiller aber brachte es nicht über sein Herz, Jemand abweisen zu lassen. „Die Thüren verriegeln, die Brücken verrammeln!“ befahl Goethe. Dann war das Gartenhaus seine Festung. Schiller hingegen, wenn das Pochen an seiner Thür gar nicht nachließ, nahm höchstens ein Buch zur Hand und ging damit in den Park, so daß Rudolf, der Diener, der rechts im Erdgeschosse sein Stübchen hatte, nun mit gutem Gewissen in seinem jächstischen Dialect verschicken konnte: „Mein Herr Hofrath sein nicht zu Hause.“ In langem braunem Rock von holländischem Tuch, Manchester-Kniehosen, wollenen Strümpfen, unlackirten Schuhen, das Haar ohne Kuber und etwas wirt, den Hut mit breiter Krempe tief in die Stirn gedrückt, Buch und Tabakdose in der Rechten, ein baumwollenes Taschentuch in der Linken — also gekleidet, ist Schiller — o! wie oft den schönsten Weg von „Goethe's Gedichte“ — so nannte Wieland in treffender Weise den Park, Goethe's Schöpfung — dahin geschritten. Ein schmal, stiller, von prächtigen Bäumen beschatteter Weg. Rechts zieht eine dicht bewachsene Felswand sich hin; zur Linken, hinter Gestrüpp, wildem Ephen und Pflanzen aller Art, plätschert in der Tiefe zwischen Wiesen die Elm. Auf einem kleinen freien Plätzchen, von der Blätterfülle zweier Riesebäume herrlich überwölbt, mündet dieser Weg in einen größeren, und höchst lieblich ist von hier der Blick über Wasser und Wiesen, zum Gartenhause Goethe's am Fuße des Hügels, des „Horns.“

Da pflegte Schiller von seinem Gange auszurufen, da war sein Lieblingsplatz. Mit aufgeschlagenem Buch saß er auf bloßer Erde, gegen den Baumstamm gelehnt; Käfer und Mücken umschwirrten ihn, durch das Wirral der Blätter, deren Duft Balsam für seine wundete Brust, strahlte die Sonne zu ihm hernieder. Ueber das Buch hinweg traf sein Blick das Gartenhäuschen. Seitdem er nun dort hinter den kleinen schiefen Fenstern, die jetzt verhängt waren, mit dem Freunde „disputirt und kritisiert“, wieviel des Trüben hatte er schon erleben müssen! Goethe, wieder einmal „Weimar-müde“, lebte meist in Jena und in den Bergen; Herder war gestorben; Wieland, Landwirth geworden, baute in Dörmannstedt seinen Hof. Im Pfarrhaus zu Kleverhulbach war Schiller's Mutter gestorben, zweimal hatte seiner Frau und den Kindern der Tod gedroht, und Schiller selbst? Er litt unsäglich. Doch klagte er nie, denn „Klage geizmet nicht dem Starben.“

Als er nun wieder einmal, nach einem Regentage, hier auf dem noch feuchten Kiesboden ruhte, bemerkte er, in tiefes Sinnen gesunken, die beiden Parkwärter nicht, welche auf ihrem täglichen Rundgang durch die Anlagen eben vorüberkamen. Sie schüttelten bedenklich die Köpfe, wagten aber nicht, den Herrn zu stören. Im Weitergehen meinte der Eine: „Es ist der Herr von Schiller, den unser Herzog leztlich geadelet hat. Aber stolz ist er gar nicht geworden; er ist freundlich gegen Jedermann, meinem Jungen hat er schon mehrmals einen Vierpfenniger geschenkt.“ — „Glaubst Du, daß ich den nicht kenne?“ sagte der Andere. „Der Platz muß ihm besonders gefallen, er sitzt da fast täglich. Aber auf platter Erde, das ist nicht recht von ihm. Er sieht so blaß aus, er soll krank in der Brust sein, und auf dem nassen Kies wird er sich noch den Rest holen!“

Die Männer stiegen schweigend die Steintreppe zum herzoglichen Gartenhause hinauf. Jeder hing seinen Gedanken nach, und als Einer dann oben, unter dem riesigen Fruchtbaum, wieder zu reden anhub, ergab es sich, daß Beide denselben Gedanken gehabt. Glücklich über ihren Einsatz, setzten sie ihren Weg fort und dachten weder diesen noch den folgenden Tag an einen Feierabend; sondern sie trugen Knüppelholz und Latten und kleine und große Nägel zusammen, und sägten und hämmerten vor ihrem hölzernen Häuschen bei der Fasanerie, bis es Mitternacht schlug auf dem Schloßthurm.

Und in der Frühe des nächsten Tages zogen die Braven ihren Sonntagsrock an, luden eine Bank, welche sie gezimmet hatten, auf ihre Schultern und trugen sie nach Schiller's Lieblingsplätzchen, sie dort am dichten Baumstamm befestigend. Dann streute der Eine weißen Sand auf den Boden, der Andere Blumen darüber, Einer stellte sich rechts, der Andere links auf, und so erwarteten sie den Dichter.

Und er kam den schattigen Weg daher, in lautem Selbstge-

sprach, mit zu Boden gehetetem Blick. Die Männer hatten sich's sehr genau überlegt, wie sie ihn begrüßen und ihre Gabe ihm anbieten wollten; nun aber überfiel sie plötzlich die Besorgniß, er möchte sie für aufdringlich, ja für habgierig halten können. Und darüber vergaßen sie die wohlthätige Rede. Jetzt stand er auf dem Plätzchen, jetzt schlug er die Augen auf — erstaunt und fragend glitt sein Blick von den Blumen zur Bank und zu den Wärtern, die, verlegen ihre Mägen drehend, sich verwirrt entschuldigten: „Es ist bloß wegen der Mäße — daß der gnädige Herr hier gern sitzen, haben wir längst weg gehabt — der Kies trocknet am allerjüngsten, und auf dem platten Boden würden sich der gnädige Herr noch den Tod auf den Hals geholt haben — und wir bitten, es nicht übel zu nehmen, es ist unsere Pflicht, weil wir die Parkwärter sind — und wir wünschen dem gnädigen Herrn recht gute Gesundheit, und mögen Sie das Bänkchen noch recht lange genießen!“

Der Dichter hatte einen Schleier vor den Augen — es waren Thränen. Er wollte sprechen, danken — die Worte fehlten ihm; er wollte den braven Männern die Hände reichen — da sah er — sich allein; und er sank nieder auf die Bank, in diesem Augenblick der Glückseligkeit unter der Sonne, die eben strahlend durch das Blätterdach drang und ihm die Thränen von den Wimpern küßte.

Mit Mineralien, getrockneten Pflanzen, optischen Instrumenten, Thier- und Menschenknochen reich beladen, kehrte Goethe nach Weimar zurück. Es war ein schöner, windstiller Morgen. Sein erster Gang galt dem Freunde, doch traf er ihn nicht und suchte ihn nun auf dem gewohnten Plätzchen im Parke. Schiller saß auf „seiner“ Bank und schrieb. Was war es wohl, das ihn gerade beschäftigte? Zu seinem Schrecken las Goethe, in die Schrift blickend, den uns aus „Tell“ bekannten Vers:

„Rath tritt der Tod den Menschen an:
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.“

In der folgenden Nacht hörte Philipp, der Diener Goethe's, seinen Herrn leise weinen. Als dann Schiller von seiner Reise nach Berlin zurückgekehrt war, hatten die beiden Wärter die Bank bekränzt und aufs Neue Blumen davor gestreut. Goethe ließ sich bei Hofe krank melden und nahm Niemand an, nur um Schiller „ganz zu Dienst zu sein“; und nun saßen sie wieder auf dem Lederjopha im Gartenhause, oder wandelten Arm in Arm auf dem schattigen Wege der Bank zu, und Schiller sprach von seinen Dichtungen „für die kommenden Jahre“, von „Demetrius“ und „Warbeck“, den „Malkhejern“ und „Kindern des Hauses“.

Dann noch ein Aufenthalt in Jena, während dessen sein jüngstes Töchterchen geboren wurde. Und dann am Arme Goethe's der letzte Gang nach dem Lieblingsplätzchen: die Herbstsonne umspielte die Bank, es war der letzte warme Tag des Jahres. Schiller, fieberhaft erregt, sprach nur von „lesten Dingen“: es sei ihm zwar gelungen, sein Häuschen schuldenfrei zu machen, aber die Sorge um die Zukunft seiner Familie raube ihm die Ruhe. Dem Freunde gelang es, ihn wieder heiterer zu stimmen und seine bange Seele mit Trost zu erfüllen; aber am Abend dieses Tages meinte er laut und rief: „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!“

Der Winter kam. „Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schiller's ganzes Wesen“, sagt seine Schwägerin, „und gab sich kund in all seinem Urtheilen und Empfinden. Ein wahrer Gottesfriede war in ihm.“ Goethe ließ die Treibhäuser plündern und blühende Bäume um Schiller's Schreibtisch stellen; trotz seiner Leiden dichtete derselbe in vier Tagen „Die Huldigung der Künste“ und übersehte, zum Geburtstag der Herzogin, in sechsundzwanzig Tagen die „Phädra“ von Racine.

Der Frühling kam. Die beiden Parkwärter säuberten die Bank, doch warteten sie vergebens auf den Dichter. Zu Hause fühlte er sich jetzt „sonderbar wohl, leicht und frei“, er fühlte „nun gar nichts mehr in der Brust“ und sprach von baldigem Reisen. Noch einmal ging er an den Hof, noch einmal ins Theater, und „morgen“ — am 30. April 1805 — wollte er in den Park, zu seiner Bank, und zu Goethe. . . . Als aber Heinrich Voß, um ihn zu begleiten, an diesem Tag in seine Stube trat, rief er ihm mit hoher Stimme entgegen: „Da liege ich wieder!“ — Er lag auf seinem Sterbebett.

Zehn Tage später, als er gestorben war, schlangen die beiden Parkwärter schwarzen Flor um die „Schillerbank“ und pflanzten Immergrün rings herum. Und drei Monate später, an einem klaren, warmen Morgen, wie Schiller ihn liebte, saß Goethe auf dieser Bank und sann nach über das Todtenopfer, welches er dem Freunde dargebracht hat; er dichtete den mächtig ergreifenden „Epilog zu Schiller's Glocke“:

„Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wilhem Sturm zum Dauern den gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewig des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weisem Scheine,
Lag, was uns Alle bündigt, das Gemeine.“

[2496]

Neumann-Strela.

Der Tod und der Diplomat.

Der Fürst Kaunitz, dieses Ideal eines kaltblütigen Diplomaten, litt an der Idiosynkrasie der Todesfurcht. Das Wörtchen Tod durfte in seiner Gegenwart nicht ausgesprochen werden, denn Alles, was mit diesem unserem letzten Schritt aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit zusammenhängt, machte ihn erbeben. Das Wort Boden, Platten war verpönt, obgleich er sie in der Jugend glücklich überstanden und also nicht mehr zu fürchten hatte. Seine Vorleser und Secretäre waren angewiesen, beim Vorlesen von Depeschen das Wort Tod, wenn es vorkäme, auszulassen, ebenso die Worte: Inoculation und Vaccine. Jeder Diplomat oder Fremde von Distinction erhielt bei der Ankunft in Wien geheime Winke, wie er sich in dieser Beziehung zu verhalten habe, um dem Fürsten nicht weh zu thun. Auch an seinen Geburtstagen durfte man ihn nicht erinnern. Den Tod Friedrich's des Großen wagte man nicht ihm direct mitzutheilen, aber man erzählte ihm wie beiläufig, ein preussischer Courier habe die Meldung von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's überbracht. Kaunitz schwieg einige Minuten und rief dann aus: „Wann wird es ein solcher Monarch wieder den Thron zieren?“ Als Joseph II. gestorben war, brachte der vortragende Rath dem Fürsten ein nicht unterschriebenes Decret zurück mit den Worten: „Se. Majestät geruhen nicht mehr zu unterzeichnen.“

[2508]

Laena.

Novelle von Rudolpha Hefekiel.

Erstes Kapitel.

Wie Churfürst Friedrich III. ein Fest feierte und was dem Kammerjunker von Bippach nachher begegnete.

Das war ein unvergeßlicher Tag für Alle, die ihn miterlebt hatten, jener letzte Mai des Jahres 1700. Berlin hatte in den Tagen vorher eine faum geahnte Pracht entfaltet gesehen, als der junge Erbprinz von Hessen-Cassel einzog, um Herrn Friedrich's einzige Tochter heimzuführen. Aber das Alles war nur das Vorspiel dessen gewesen, was am letzten Mai sich im churfürstlichen Schlosse selbst begab, und wovon die guten Berliner freilich nur wenig zu schauen bekamen.

Unter einem Thronhimmel von rothem Sammet, beim Schimmer unzähliger Wachskerzen auf silbernen Standfüßen, war die Trauung vollzogen worden, und die liebevolle Prinzessin Dorothea trug hoffentlich nicht so schwer an ihrem neuen Glück, wie an ihrem Brautkleide von Silberbrokat und dem sieben Ellen langen Mantel von goldenen points d'Espagne, den die sechs Kammerfräuleins nicht allein zu heben vermochten, sodaß zu diesem Zweck noch zwei besondere Brautpagen angenommen werden mußten. Dabei war der Anzug der Prinzessin so mit Brillanten überfüllt, daß dessen Werth nicht nur auf vier Millionen Reichsthaler geschätzt wurde, sondern daß er auch, nach Versicherungen der Christinen, einen vollen Centner gewogen haben soll.

Hundert Schüsseln hatte der churfürstliche Küchenmeister beim Hochzeitmahle aufgestellt, Lob- und Festgedichte waren den hohen Herrschaften während desselben überreicht worden, und der geheime Kammerer, Herr Stofius, hatte die Medaillen vertheilt, die auf dies Fest geschlagen worden, sodann aber hatte der Tanz begonnen. Wie es Prinzessin Dorothea angefangen, in ihrem centnerschweren Brautkleide daran Theil zu nehmen, steht nirgends geschrieben, doch ist's beglaubigt, daß sie es gethan. Ihrem Beispiel folgte der ganze Hof, — also auch der Lieutenant und Kammerjunker Leo von Bippach, ein lustiges junges Blut, überall gern gesehen bei Hofe.

Der Lieutenant von Bippach war keine Schönheit, aber er hatte ein paar gute blaue Augen, reiches braunes Haar und einen Mund, von dem selbst die Kammerfräuleins untereinander flüsternten, daß er reizend sei. Leo gebrauchte diesen Mund sonst rechtlich zum Reden, Trinken und Küssen; deshalb mußte es um so mehr auffallen, daß er sich so gar keine Mühe gab, die Dame zu unterhalten, deren seine Hand jetzt auf seinem Arm lag, besonders da sie in der That eine Schönheit ersten Ranges war! Doch Leo führte die schöne große Blondine mit den leuchtenden blauen Augen auf ihren Platz zurück, verneigte sich und trat dann zu einer Gruppe junger Leute, die ihn leise, wie es die Gegenwart des Hofes forderte, aber heiter anredeten.

„Leo, Mensch, plagt Dich der Teufel?“ flüsterte der Lieutenant von Erlach, „kalt wie ein Stein gegen diese Venus!“

„Ist doch sonst nicht Deine Art,“ warf der Hofjunker von Meyhenbug ein.

„Wer ist sie eigentlich?“ forschte der Baron von Görlich.

„Fräulein Erdmuth von Strauß, eine Bruderstochter des tapferen Generals, der beim Sturm auf Ofen den Heldentod starb.“

„Sie ist wunderschön,“ betheuerte der Hofjunker von Einsiedel.

„Mir gefällt sie nicht,“ erklärte Leo.

Meyhenbug machte eine Geberde des Entsetzens ob dieser Rede, Bippach aber fuhr fort: „Es ist etwas in ihr, was mich fast unheimlich berührt, auch hat ihre Schönheit etwas Frauenhaftes, und ich ziehe die Knospe der erblickten Rose vor.“

Er trat aus dem Kreise und tanzte im nächsten Augenblick mit einem jungen Mädchen, das allerdings noch ganz Knospe war. „Die Zungenheim,“ murmelte Görlich, „was der Junge für Glück hat.“

„Was ist sie gegen die Strauß,“ erwiderte Einsiedel, sich ebenfalls entsetzend. Es gelang ihm zwar auch, die reizende Erdmuth zum Tanz zu führen, da er als Freund ihres Vaters, des Hauptmanns von Strauß, sie schon kennen gelernt, doch überraschte ihn die Schweißsamkeit und offenbare Zerknirschtheit des schönen Mädchens, dessen glänzender Geist sonst berühmt war.

„Sollte sie sich über Bippach geärgert haben?“ dachte der Hofjunker, „wie schmeichelt sich für ihn!“

Es war gegen drei Uhr Morgens. Um diese Zeit — versichert der Hof-Ceremonienmeister Besser sehr naiv — war die hohe Braut vom vielen Tanzen sowohl, als von der Last ihres Kleides, „in etwas ermüdet.“ In etwas! Die fürstlichen Damen von Anno 1700 müssen sehr gesund und kräftig gewesen sein.

Also Prinzessin Dorothea war „in etwas ermüdet“ und unter neuen Ceremonien, die sie wohl auch nicht ermunterten, geleitete man sie nun in das Brautgemach. Hier wurden ihr die Augen verbunden und die Gesellschaft tanzte um sie herum. Dreimal mußte sie ihre Brautkrone einem der Tanzenden aufsetzen, und großer Jubel entstand, als sie beim dritten Mal das schöne Haupt des Fräuleins von Strauß traf. Nur Leo von Bippach's scharfes Auge sah, daß Erdmuth erbleichte, aber Viele hörten ihren Vater sagen: „Diesmal wird's eintreffen, daß die mit der Brautkrone Gezierten noch dasselbige Jahr ehelichen werden; denn meine Tochter heirathet in drei Monaten ihren Vetter.“

Manch junger Herr seufzte bei diesen Worten, aber tiefer noch seufzte Erdmuth, und Leo sah, wie eine Thräne langsam aus ihrem Auge rollte. „Sie liebt einen Andern, die Arme,“ dachte er und tiefes Mitleid begann sich in seiner Seele zu regen für das schöne Mädchen.

Nach Vertheilung des Brautstrumpfbandes zogen die Gäste sich zurück. „Auf Wiedersehen,“ rief ihnen der Churfürst nach, denn das Fest hatte noch kein Ende, obwohl es bereits drei Tage dauerte.

Lieutenant von Bippach, der ein von seinem Vater ererbtes Haus in der Georgenstraße bewohnte, machte sich, in den Mantel gehüllt, zu Fuß auf den Heimweg. Im Gedränge des allgemeinen Aufbruchs war er von seinen Kameraden getrennt worden, und obgleich er als Kammerjunker Bescheid wußte im churfürstlichen Schlosse zu Gölz an der Spree, passierte ihm jetzt doch etwas, was vor und nach ihm Manchem auch passiert ist: er verirrete sich in den Gängen und Zimmern des weiten Gebäudes. Mergelich öffnete er eben wieder eine Thür, als er plötzlich erschrocken stehen blieb. In einem Sessel lag Erdmuth von Strauß und zu ihren Füßen kniete ein Mann, das Gesicht an ihrer Brust verborgen; seine zuckenden Bewegungen verriethen, daß er heftig weinte. Ein Schauer zog durch Leo's Seele, als er in das Gesicht der Schönen blickte: es war kalt und

bleich, wie Marmor, und ihre Augen schienen erstarben. Die Hände lagen gefaltet im Nacken des Knieenden, aber keine Thräne floß über ihre Wange, so bitterlich Jener auch schluchzte.

Leo von Bippach wunderte sich darüber — er kannte die Frauen doch nicht ganz. Wer erweist den wahnsinnigen Schmerz, der durch die Seele eines Weibes zieht, wenn der Mann ihrer Liebe weint! Solcher Schmerz hat keine Thränen mehr; die Thränen des Mannes fallen wie Feuertropfen in des Weibes Herz und jagen die ihrigen auf.

Der Lieutenant wollte sich zurückziehen, da erblickte ihn Erdmuth. Ein Schrei und der Knieende sprang empor.

„Mardefeld!“ rief Leo, überrascht in die zürnenden braunen Augen des Andern blickend; dieser griff nach dem Degen an seiner Seite — da trat Erdmuth zwischen Beide. Sie hatte einen Ring vom Finger gezogen und drückte ihn auf die Lippen des Kammerjunkers: „Mit meinem adeligen Wappen verleihe ich Euren Mund über das, was Ihr heute hier gesehen; Weh Euch, wenn Ihr so niedrig dachtet, eine unglückliche Frau zu verrathen!“

„Ich denke nicht niedrig, Fräulein von Strauß,“ sagte Leo stolz, „und Mardefeld ist mein Freund! — Wüßte ich den Weg —“

„Hier könnt Ihr nicht weiter,“ entgegnete Erdmuth rasch, „Mardefeld wird Euch führen, tretet zurück, in einer Minute wird er bei Euch sein — und Ihr gelobt mir Schweigen?“

„Ihr habt selbst meinen Mund geschlossen,“ erwiderte Bippach, beinahe gellend von der traumvollen Schönheit des Mädchens, die ihm nun auch so gewaltig erschien, wie seinen Kameraden. Mit tiefer Verneigung zog er die Hand der Dame an seine Lippen und wendete seine Schritte dem Ausgang zu. Er wollte nicht lauschen, aber doch entgingen ihm die Worte der Beiden nicht.

„Azel,“ flegte Erdmuth's Stimme, „Du brichst mir das Herz! Wir müssen scheiden — o, wenn ich nur das Eine wüßte!“

„Es wäre Dein Trost,“ sprach Jener, „arme Dulderin!“ Weiter vernahm Bippach Nichts, nach einer Minute trat Mardefeld zu ihm, zog seinen Arm in den seinigen und schritt rasch über spärlich erleuchtete Gänge dem Hofe zu. Endlich gelangten sie auf die Straße.

Bippach hatte es nicht versucht, den Freund anzureden, jetzt begann dieser selbst: „Du hast mich heute in meinem tiefsten Weh gesehen und gern müßt ich Dir volles Vertrauen schenken, aber ich darf nicht. Was da oben vorging, war ein Abschied für alle Zeit, sie reist noch heute Nacht, ich übermorgen meinem Vater voraus nach Cassel. Aber, wenn Du je in die Lage kommen solltest, ihr hilfsreich werden zu können, so thue es und sei versichert, daß Du dem edelsten, reinsten Weibe gedienst. Leb' wohl.“

Er machte sich los und schritt in den Morgen hinein. Leo sah ihm erstaunt nach. Er war mit dem Sohne des aus Schweden stammenden casellischen Geheimraths Gustav von Mardefeld seit Jahren befreundet, er kannte ihn als einen der schönsten und feinsten Cavaliers des dem brandenburgischen so nahe verwandten caseller Hofes, den er selbst oft besuchte, weil er dafelbst verwandte hatte. Azel galt allerdings für einen feurigen und etwas excentrischen Kopf, auf der andern Seite aber war die Sprödigkeit der stolzen Erdmuth von Strauß allbekannt. Ihre Tante lebte als Hofdame in Cassel, bei einem Besuch dort mußten sie sich kennen gelernt haben; so hielt Leo einen Faden in der Hand und spann ihn langsam fort: „Mardefeld wird Erdmuth's Vater um der Tochter Hand gebeten haben, der alte Strauß ist unendlich stolz auf seinen bis in graue Zeiten hinabreichenden Stammbaum, er hat dem Freiherrn von 1677 die Tochter verweigert, die er dem Vetter bestimmte. Uebrigens mußten sie es schlau anfangen, sich noch einmal zu sehen.“

Leo von Bippach war zufrieden gestellt, er wußte jetzt Alles ganz genau und brauchte sich nicht länger den Kopf zu zerbrechen. Hier draußen übte auch Erdmuth's Schönheit ihren Zauber nicht länger auf ihn aus, und so dachte der leichtsinnige zwanzigjährige Offizier bald an alles Mögliche, die runden Schultern des Fräuleins von Zungenheim, das lange Hochzeitscarment des Herrn von Besser, die fünfshundert Schüsseln des Meisters Christen, das prachtvolle Ballet: Festa del Himeneo, welches am nächsten Abend zu Ehren des jungen fürstlichen Paares sollte getanzt werden, und worin er selbst einen Part auszuführen hatte, kurz, Leo dachte an Alles, nur nicht weiter an Azel von Mardefeld und Erdmuth von Strauß.

Fast mechanisch war er den bekannten Weg zu seinem Hause gegangen, als er plötzlich aufhorchend stehen blieb. Es war ihm, als habe er leises Weinen, wie von einem müden Kinde, vernommen. Leo horchte schärfer und sah sich genauer um. Da, nahe auf einer Thürschwelle, lag ein etwa einjähriges Mädchen mit dünnen Böckchen, den Mund zum Weinen verzogen. Der Lieutenant, ein Freund von Kindern und außerdem unendlich gutmüthig, beugte sich nieder und nahm die Kleine auf den Arm. Er ahnte nicht, daß er sein Schicksal in den Arm genommen!

Ob das Kind erschrocken, oder ob die blanke Uniform ihm auffiel, genug, es hörte auf zu weinen, starrte ihn mit großen Augen an und lächelte freundlich, während noch Thränen in seinen Wimpern hingen.

Wem gehörte das Kind? Leo sah sich um: Niemand zu sehen und zu hören. Da trat eine Frau aus dem Hause, vor dem das Kind gelegen; aber auf Leo's Fragen schüttelte sie den Kopf.

„Hierhinein gehört's nicht. Daß es armer Leute Kind, sieht man an den dünnen Lumpen; wer weiß, wer's ausgesetzt hat.“

„Was soll aber aus ihm werden?“

„Weiß ich nicht, geht mich auch Nichts an, hab' selbst sieben Kinder.“ Und damit verschwand sie um die Ecke und ließ den Lieutenant in höchster Verlegenheit, das Kind auf dem Arme, stehen.

Im ersten Augenblick wollte Leo die Laune verlernen, dann siegte seine angeborene Heiterkeit und er entschloß sich kurz und gut, das Kind mit nach Hause zu nehmen. Am andern Tage wollte er dann schon Schritte thun, die Angehörigen oder Eltern ausfindig zu machen.

Der Diener staunte nicht wenig, als sein Herr mit einem Kinde heim kam, aber er wagte keine Bemerkung, sondern meldete: „Herr Capitain von Bippach und Herr Kammerjunker von Erlach warten schon seit einer Stunde auf den Herrn Lieutenant!“

Der Capitain, Leo's älterer Bruder, kam ihm entgegen; er prallte zurück, als er das Kind erblickte. „Was soll das, was ist das?“ fragte er fast erschrocken.

„Ein Kind, wie Du siehst, und ein recht hübsches Kind,“ lachte Leo.

„Hübsches Kind,“ rief Erlach nun lustig aus, „doch etwas älter ließt Du die hübschen Kinder sonst, dies ist wohl gar zu sehr Knospe, selbst für Dich.“

„Schweig,“ mahnte Leo, „sie fürchtet sich vor Deiner lauten Stimme. Sei still, Liebchen.“

Die beiden Andern brachen in helles Gelächter aus, als sie sahen, wie Leo das Kind durch Herumtragen zu beruhigen suchte. „Komm,“ rief Erlach nach einer Weile, „er hat so mit seinem hübschen Kinde zu thun, daß wir nicht darauf rechnen können, mit ihm vom Feste zu plaudern. Jetzt weiß ich, warum er uns hier eine Stunde warten ließ.“

„Nichts weißt Du,“ rief Leo aufbrausend. Sein Bruder lachte von Neuem: „Gut, dann wissen wir Nichts; komm Erlach, laß ihn allein mit seinem hübschen Kinde. Wie heißt es denn?“

„Kann ich's wissen?“ war Leo's kurze Antwort, aber seine Augen flammten.

„Leo, Deine Augen machen Deinem Namen Ehre, Du siehst wie ein wüthender Löwe aus, und die kleine Laena da hat auch ein paar Augen im Kopfe, vor denen man sich fürchten könnte.“

„Laena,“ wiederholte Erlach, „das wäre ja gleich ein Name.“

„Leo und Laena,“ lachte der Capitain und zog den Freund mit sich fort.

Leo hatte das Kind in einen Sessel gelegt, es war eingeschlafen. Mit über der Brust gekreuzten Armen und zusammengepreßten Lippen blickte er in das helle Kindesantlitz.

„Du scheinst mir kein Glück ins Haus zu bringen,“ dachte er, „aber ich will Dich nicht eher wieder hinaustragen in die Welt, als bis ich sicher weiß, wem Du gehörst.“

In demselben Augenblick erwachte die Kleine und begann zu schreien. Leo blickte seinen alten Diener, der schüchtern eingetreten war, fragend an.

„Sie wird Hunger haben,“ sagte lakonisch der Alte. Leo blickte ratlos umher, der alte Hans schüttelte den Kopf. Beide sahen nur eine zur Hälfte geleerte Flasche Wein. Plötzlich sagte der Alte: „Milch und weißes Brod, wir haben Beides im Hause!“ So schnell ihn seine Füße tragen konnten, lief er davon und kam mit den genannten Dingen zurück. „Sie ist zu fein, die Kleine,“ sagte er und streichelte das Kinderhändchen.

„So soll ich sie nicht forttragen, Hans?“ fragte der Lieutenant.

„Forttragen, zu wem, gehört sie Euch denn nicht?“

Bippach seufzte: „Nein, ich habe sie auf der Straße gefunden.“

„Gefunden,“ sagte der Alte und wiegte nachdenklich sein graues Haupt, „dann behaltet sie ja, Herr, Kinder bringen Segen.“

Wer wenige Augenblicke später einen Blick in jenes Haus auf der Georgenstraße hätte thun können, dem würde sich ein seltsames, halb komisches, halb rührendes Bild dargeboten haben. Da saß der churfürstliche Kammerjunker und Lieutenant Herr Leo von Bippach, noch in seinen Festkleidern, hatte ein klein Mägdlein auf dem Schooß und fütterte es, zwar etwas ungeschickt, aber sehr vorsichtig. Neben ihm stand der alte Hans und sah mit leuchtenden Augen, wie sehr das der Kleinen schmeckte.

„Wie mag sie nur heißen?“ bemerkte Hans.

„Mein Bruder hat ihr schon einen Namen gegeben,“ erwiderte Leo, „mag sie Laena heißen, bis ich ihren wahren Namen erfahre, und so lange sie also heißt, will ich für sie sorgen und sie schützen, mögen die Andern jagen, was sie wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Statue Ludwig's XVI.

Im Jahre 1828 beschloß die Stadt Bordeaux, auf einem öffentlichen Plage die Bildsäule Ludwig's XVI., dieses unglücklichen Opfers der Revolution, aufzustellen. Man eröffnete zu diesem Endzweck Geldsammlungen in dem Departement der Gironde, welches ganz allein die Kosten tragen wollte. In kurzer Zeit war die Summe von 155,000 Francs gezeichnet, und die Ausführung des Werkes begann. Der Bildhauer Raggi, bekannt durch die gelungenen Statuen von Heinrich IV. und Bayard, verpflichtete sich, das Standbild in zwei Jahren fertig zu liefern. Im Jahre 1829 wurde das gewaltige Piedestal von fünf Metres Höhe gebaut. Der Tag nahte, an dem der Guß der colossalen Bildsäule vor sich gehen sollte. Aus Paris waren hohe und höchste Gäste angelangt, um dieser interessanten Operation beizuwohnen. Der Künstler, von einer glänzenden und zahlreichen Menge umgeben, gab das Zeichen; die glühende Erzmasse stürzte in den Mantel von Thon.

Erwartungsvoll standen Alle. Jetzt war die Masse abgekühlt, und der Mantel wurde zerklüftet.

Aber ein Schauer, ein Entsetzen ging durch die ganze Gesellschaft; die Herzogin von Angoulême, Tochter Ludwig's XVI., fiel in Ohnmacht; der Meister des Gusses wollte sich verzweifelt in die Flammen stürzen! Viele der Anwesenden verließen schleunigst das Gießhaus, eine allgemeine Bestürzung herrschte. — Und weshalb? —

Ludwig's XVI. Statue stand aufrecht da, aber — ohne Kopf! . . .

Die Masse hatte den Mantel nur bis zum Halse gefüllt. Die Statue stand da, aber gleichsam noch im Erz enthauptet.

Nachdem der erste, furchtbare Eindruck vorübergegangen war, beschloß man, zu einem neuen Guß zu schreiten. Die Kosten desselben wurden auf 10,000 Francs berechnet, und die Arbeit sollte sechs Monate dauern.

Nützig ging man ans Werk, doch da brach die Julirevolution aus, und die Bourbons flohen aus Frankreich. — Jetzt schien die Aufstellung bedenklich, und man schleppte die Statue auf die Schwaneninsel, wo sie neben vielen anderen dem Staatsministerium gehörigen Statuen aufbewahrt wurde. Nach einer Photographie zu urtheilen, ist das Werk vollkommen gelungen. Der König steht aufrecht, mit dem Scepter in der Hand, in der Linken trägt er den mit Federn geschmückten Hut eines Volksrepräsentanten. Die Haltung ist edel und majestätisch, und der schöne Faltenwurf des Gewandes verbirgt sehr glücklich das Embonpoint. Die Ähnlichkeit der Gesichtszüge ist ganz außerordentlich, und im Ganzen darf man diese Statue als eine der schönsten in Frankreich bezeichnen. Sie hat 4 Metres Höhe und ein Gewicht von 20,000 Kilogramm. Sie ist somit die größte massive Erzstatue, die je gegossen wurde. Jahre lang blieb sie nun noch auf der Schwaneninsel liegen. Endlich eröffnete Herr Dubozq in Bordeaux eine neue Subscription; das nöthige Geld zum Transport wurde schnell gezeichnet, und nach allen diesen ominösen Zufällen und Hindernissen ist der Wunsch der Bordeauxer in Erfüllung gegangen: Ludwig's XVI. Statue schmückt den Garten der Mairie von Bordeaux.

[2491]

Sonnen- und Mondfinsternisse.

Von Dr. G. Lewinstein.

Wenn wir heut unsern Blick zum Himmel emporheben, wenn wir die Sonne, den Mond und die Sterne in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehren sehen, so wissen wir, daß dies nach ganz bestimmten und uns genau bekannten Gesetzen geschieht; wir wissen, daß jeder Himmelskörper seine genau bestimmte Stelle im Weltraume einnimmt, und daß wir schon heut mit der größten Genauigkeit sagen können, wo ein jeder dieser Sterne in ein, zwei, in zehn und in hundert Jahren stehen wird. Alle diese Himmelskörper befinden sich in einer regelmäßigen Bewegung, deren Gesetze wir, Dank den Forschungen eines Newton und Keplers, kennen, und deshalb sehen uns selbst scheinbar außergewöhnliche Erscheinungen am Himmel nicht mehr in Erstaunen und gelten uns nicht mehr als Vorboten wunderbarer Weltereignisse.

Aber die Zeit, wo über die Gesetzmäßigkeit und Regelmäßigkeit der Bewegungen der Himmelskörper noch nichts Sicheres bekannt war, liegt noch nicht allzuweit hinter uns, wenigstens nicht allzuweit im Verhältnis zu dem nachweisbaren Alter unseres Erdkörpers, wenn auch weit, sehr weit, wenn wir die Zeit messen nach den Fortschritten, welche die Erkenntnis der Natur seit Ueberwindung jener Periode der Unkenntnis gemacht hat. In jenen Zeiten, wo man noch die Erde als den Mittelpunkt unseres Weltensystems annahm, wo man noch die Sonne, den Mond und jeden einzelnen Stern als den Sitz eines göttlichen resp. eines übermenschlichen Wesens ansah, welcher auf diesem seinem Eigenthum nach Belieben schaltete und walte, da legte man natürlich auch jeder ungewöhnlichen Erscheinung am Himmel eine besondere Bedeutung bei, indem man annahm, derjenige Gott, dessen Leitung der betreffende Himmelskörper übergeben sei, wolle die Menschen aufmerksam darauf machen, daß ein ungewöhnliches Ereigniß eintreten werde, von welchem er selbst schon im Voraus unterrichtet sei. Deshalb staunte man, wenn ein neuer, besonders leuchtender Stern plötzlich am Himmel erschien, man glaubte, es würden dieser ungewöhnlichen Erscheinung am Himmel auch ungewöhnliche Erscheinungen auf der Erde folgen, man rieth auf Krankheit, Pestilenz, auf Erdbeben und auf Krieg, denn:

Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken blutroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter;
Den Kometen sieht er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsthor aus.

Wenn nun aber schon die Erscheinung eines neuen Sternes am nächtlichen Himmel die Leute ängstlich machte, wie viel mehr mußte es sie in Aufregung versetzen, wenn plötzlich am Tage das Licht verschwand, an dessen regelmäßiges Leuchten sie sich gewöhnt hatten, wenn plötzlich mitten am Tage die Sonne scheinbar verschwand, und war es auch nur auf einen kurzen Moment, diese Nacht eintrat, oder wenn plötzlich am nächtlichen Himmel der hell leuchtende Mond zu verschwinden schien. Heut, wo wir am Anfang des Jahres im Kalender lesen, daß an dem und dem Tage zu einer bestimmten Stunde eine Sonnenfinsternis oder eine Mondfinsternis eintreten wird, heut hat eine solche Begebenheit für den Menschen nichts Aufregendes mehr, aber wir können uns nicht darüber wundern, daß in der Zeit, wo man über solche Erscheinungen noch im Unklaren war, und sie überraschend eintraten, die Menge sich schreiend und jammernd in die Tempel flüchtete, um durch Gebete an die Götter den vermutheten Untergang der Welt abzuwenden.

Heut, wie gesagt, überrascht uns eine Sonnen- oder eine Mondfinsternis nicht mehr, die Gelehrten haben den Moment ihres Eintritts und die Art ihres Verlaufs auf Jahrhunderte hinaus ganz genau vorausberechnet, und sie werden im Voraus im Kalender zu Jedermanns Kenntniß gebracht, aber vielleicht weiß so manche schöne Leserin nicht, wodurch eine solche Verfinsternis eintritt, und wie es möglich ist, sie auf eine lange Reihe von Jahren hinaus auf das allgeringste Vorauszusagen. Wir wollen versuchen, dies hier in kurzen Worten auseinander zu setzen.

Nach den Entdeckungen, welche im Laufe der letzten Jahrhunderte von den Forschern im Weltraume gemacht worden sind, bildet unser Sonnensystem, d. h. die Sonne mit den um sie kreisenden Planeten und ihren Trabanten, ein einzelnes Glied in der Kette des Weltsystems, welches aus unzähligen derartigen Sonnensystemen besteht. Wir wollen uns hier nicht mit den Erscheinungen und Gesetzen dieses Weltsystems beschäftigen und auch keine genaueren Betrachtungen anstellen über unser Sonnensystem und über die Bewegung der einzelnen Planeten desselben, wir wollen hier nur die drei Körper desselben, welche bei dem Gegenstande unserer heutigen Betrachtung von Wichtigkeit sind, nämlich die Sonne, die Erde und den Mond, und die Bewegungen derselben berücksichtigen.

Wenn wir von der für unsern Zweck ganz gleichgültigen und auch sehr langsamen Bewegung der Sonne um den angenommenen Mittelpunkt des ganzen Weltsystems, um die sogenannte Centralsonne, absehen, so steht die Sonne still, um sie bewegt sich in einem elliptischen Bogen die Erde und diese wird wiederum von dem Monde als ihrem Trabanten umkreist. Von diesen drei Körpern hat nur die Sonne ihr eigenes Licht, sie leuchtet dem ganzen System, dessen Mittelpunkt sie ist; die Erde wird, wie ja allgemein bekannt, von ihr erleuchtet und auch ebenso der Mond, dessen Leuchten weiter Nichts ist, als der Reflex der auf ihn fallenden Sonnenstrahlen. Wenn nun der Mond die Erde umkreist, während diese ihren Weg um die Sonne macht, so ändert sich fortwährend die Stellung dieser drei Körper zu einander, und aus dieser Veränderung der Stellung erklären sich die verschiedenen Phasen des Mondlichtes, der ab- und zunehmende Mond. Wenn der Mond zwischen der Sonne und der Erde steht, so treffen die Sonnenstrahlen den von der Erde abgewandten Theil, und wir können also den Reflex derselben nicht bemerken: der Mond erscheint uns also finster; es ist dies das Stadium, welches im Kalender als Neumond bezeichnet ist. Nicht der Mond auf seiner Bahn um die Erde nun um den vierten Theil eines Kreises weiter, so daß die drei Punkte Sonne, Erde und Mond, wenn man sie durch Linien verbindet, ein rechtwinkliges Dreieck bilden, so sehen wir auf der Erde von der beleuchteten Seite des Mondes die Hälfte, also ein Viertel der ganzen Mondfläche, es ist dies das sogenannte Erste Viertel. Geht der Mond wiederum um den vierten Theil eines Kreises weiter, so daß er, von der Stellung beim Neumond aus gerechnet, gerade die Hälfte seiner Bahn zurückgelegt hat, so daß wiederum Sonne, Erde und Mond in

einer Linie sich befinden, nur daß diesmal die Erde zwischen der Sonne und dem Mond steht, während beim Neumond der Mond zwischen Erde und Sonne stand, so ist die beleuchtete Hälfte des Mondes voll der Erde zugekehrt, und wir sehen den vollen Reflex des Sonnenlichtes, so daß uns der Mond als eine leuchtende Scheibe erscheint. Dies ist der Vollmond. Nun setzt der Mond seinen Weg um die Erde fort, wobei sich fortwährend der Theil der beleuchteten Mondhälfte, welchen wir sehen können, verkleinert, es ist abnehmender Mond, und wenn wir, beim Eintritt in die dem Ersten Viertel entgegengesetzte Stellung, nur die Hälfte der beleuchteten Fläche sehen, so tritt der Mond in sein Letztes Viertel.

(Fortsetzung folgt.)

[2503]

Die Nachtwache einer Barmherzigen Schwester.

Von E. M. G. de St. Ivan.

Es ist Nacht; ob Sterne funkeln, oder der Himmel lichtlos, schwarz verhangen, ist für die Wachenden im Krankensaal gleichgültig, denn dicke Wäden verschließen die hohen Fenster, und von Lampe zu Lampe fließt genügendes Licht, der Wache haltenden Schwester zur Leuchte, den Schlaflosen zum Trost. In langer Reihe stehen die Betten, und es stöhnen und seufzen viele Schwere in der Nacht. Der Winter ist hart; das rauhe Wetter, wie das rauhe Leben liefern Armuth und Verlassenheit, ja, auch Sünde und Verzweiflung in das Asyl des Erbarmens. Es sind nicht immer fügsame und dankbare Patienten, die hier aufgenommen werden, und die Gegenwart der frommen und wohlthätigen Schwestern schreckt nicht ab von wilden Ausbrüchen gemeiner und verderbter Leidenschaft.

Mit gedämpftem Schlag verkündet der Wache haltenden Schwester die Uhr die Stunde des Rundgangs. Sie nähert sich einem schwarzbärtigen Mann, der sich stöhnend im Bett umherwirft. Schwester Bernhardine führt den Arzneißöffel nach dem Mund des Unruhigen, aber er stößt ihre Hand mit einem Fluch zurück, daß die Arznei verschüttet wird, und wendet trogig sein Gesicht ab. Die Schwester hat dergleichen oft erfahren; Geduld gehört zu ihren ersten Ordenspflichten. Sie trocknet die Spuren der Arznei von der Bettdecke, ermahnt den Kranken, die Zeit des Einnehmens nicht zu versäumen, und will den Söffel wieder füllen — aber sie muß es unterlassen, weil selbst ihr sanftestes Zureden auf störrische Weigerung stößt. Seufzend wendet sie sich an ein anderes Bett mit dem Arzneiglas. Hier wird ihr ein freundlicherer Empfang; die fieberfrohen Lippen einer alten Frau dürsten dem Kühlmittel entgegen, sie läßt sich das Kissen ordnen und blickt die liebevolle Schwester dankbar an, Segensworte in einem fremden Idiom murmelnd. Aber nach der folgamen Patientin kommen wieder schlimme, Rauf- und Trunkenbolde, Manche, welche die geistliche Wärterin mit Hohn und Spott empfangen. Es ist ein junges, früh entartetes Geschöpf, zu welchem Bernhardine jetzt gelangt, um eine kühlende Compresse aufzulegen. Das verwilderte Mädchen bricht in Schmähen aus. Sie war mit zerrissener Wange hierher gebracht worden, wo man die kassende Wunde vernähte; der Schmerz und das Wahnbild bleibender Entstellung hatten sie in Wuth gesetzt. Schwester Bernhardine will schweigend den Verband lösen, aber heftig streckt das Mädchen die Arme vor sich hin und schreit: „Nähren Sie mich nicht an!“ Bernhardine versichert, daß der Arzt Eisumschläge verordnete, damit die Entzündung gemildert, die Heilung befördert werde. „Nein, nein — es brennt wie Feuer — Sie geben scharfe Tropfen auf den Umschlag — Essig, Salz oder Lauge. Sie wollen mich häßlich machen, damit ich fromm werde; man hat mir das schon gesagt — gehen Sie, gehen Sie!“ Mit einem ruhigen, schönen Lächeln nimmt Bernhardine dies und den Schimpf hin, der der Rede folgt, und antwortet der Jörnigen: „Sie fügen sich selbst Schlimmeres zu, als mir, mit so bösen Worten, mein Kind! Ihre Wange kann geheilt werden, wenn Sie sich ruhig verhalten, so daß kaum ein leichter Streifen die Wunde bezeichnen und Sie erinnern wird, wie häßlich die Sünde machen könnte.“

Murrend, dennoch nachgebend, läßt sich das Mädchen nun verbinden und sieht die graue Schwester dann listig forschend an. „Hat Sie die Tugend so schön gemacht, trotz des garstigen Kleides?“ fragt sie spöttisch und neugierig zugleich. Bernhardine ist wirklich schön. Selbst das rauhe, graue Ordenskleid schmiegte sich fügsam an ihre hohe, feine Gestalt, ohne deren Ebenmaß zu stören, und die weißen Binden legen sich um die gewölbte Stirn und die zarten Wangen, recht als wollten sie das reine Oval und die Feinheit der Züge und Farben hervortreten lassen. Einst umrauschten prächtige Stoffe diese edle Gestalt, und das reiche, jetzt geopferte Haar war mit Blumen und Perlen geschmückt. Damals war Bernhardine — Irene in der Welt — eine strahlende, stolze Schönheit, welche die Augen entzückte und die Herzen bezauberte — jetzt ist Schwester Bernhardine schön wie der Friede, die Frömmigkeit, die Tugend — wie die hingebende Demuth und die glorreiche Selbstüberwindung. Ihre Augen strahlen unter den Wülhen und Lasten des schweren Berufs. Die Unterwerfung kann eine innere Freiheit geben, welche die Welt nicht begreift. Die kecken Worte der Kranken überzogen die Wangen der geistlichen Schwester mit leichter Röthe, und ihre Augen senkten sich. „Die zufälligen und oft gefährlichen Gaben der Natur haben für unseren Beruf keinen Werth; am Krankenbett und auf demselben kann man sie nur vergessen lernen.“

Nachdem sie dies mild und ernst gesprochen, wendet sich Bernhardine wieder zu andern Kranken.

Sie hat nun fast Alle besorgt, ist Schmähen und Segensworten, stumpfer Gleichgültigkeit und lauten Klagen begegnet — hat getröstet, ermahnt, beruhigt oder geschwiegen, je nach Rücksicht auf die Leidenden, welche sich unter ihrer Pflege gerade zusammenfanden. Leisen und zagenden Schrittes tritt sie jetzt an das letzte Bett. Regungslos, das Antlitz von der wachsblassen Farbe des Todes, liegt ein junger Mann vor ihrem trauernden Blick. Keine Krankheit zehrt an ihm, aber doch hat er nur noch Stunden zu leben. An den Handgelenken trägt er feste Verbände, aber seine Pulse pochen nicht ungestüm dagegen, sondern schwach nur noch. Der junge Mann hat sich in Verzweiflung über eine unglückliche Liebe die Adern geöffnet — er ist ein Selbstmörder. Man fand ihn bewußtlos, jedoch noch lebend, und brachte ihn hierher, wo die nächste Hilfe war. Wirft der düstere Reiz einer vorausgegangenen Herzensragodie auch auf die Ordensschwester noch bedeutend genug, daß Bernhardine so ergriffen und mit erblassender Wange an das Bett des jungen Mannes tritt? Er verlangt nach Wasser, und mit unsicherer Hand führt sie das

Glas an seine bleichen Lippen. Lange trinkt der Entkräftete, dankt dann mit einigen leisen, gebildeten Worten, wie sie hier selten gehört werden. Seine milden Augen ruhen noch auf Bernhardines Antlitz, bittend, wie ihr deucht; sie fühlt sich beunruhigt durch den Blick und doch hingezogen zu dem Unglücklichen, den sie fragt, ob er noch Etwas bedürfe? Seine tonlos gehauchten Worte bleiben ihr unverständlich, mehr hinab zu dem flüsternden Munde beugt sie daher ihr Haupt und vernimmt die Bitte, das Medaillon am Hals nicht von seiner Leiche trennen zu lassen, wenn diese in das Grab der Armen oder der Selbstmörder gebettet würde. Bernhardine ist tief erschüttert, sie kann nur Gewährung nickend und ein kurzes, bebendes Wort der Zusage und Beruhigung sprechen. Dann legt sie ihre Hand auf seine kalte Stirn, unter welcher sanften Berührung des Jünglings Augen sich müde schließen. Der Blick der barmherzigen Schwester aber hebt sich in Thränen empor, und ihre Lippen bewegen sich lautlos im Gebet, das ein tiefer Seufzer schließt. Sie hat kein persönliches Interesse an dem ihr unbekannten jungen Mann, aber ebensovienig ist es auch nur die allgemeine, christliche Barmherzigkeit ihres Standes mit den Leidenden und Verirrten — eine schmerzensvolle Erinnerung füllt Bernhardines Seele beim Anblick dieses Selbstmörders, in ihrem Gedächtniß lebt quälend wieder auf, was sie hierher geführt hat in den Dienst der Menschheit und des Himmels. Wollt Ihr sie hören, die kurze Geschichte eines Weltkinds?

Als Schwester Bernhardine noch Irene hieß, war sie die bewunderte, schöne und vielumworbene Erbin eines reichen Hauses. Heiter und freundlich nahm sie die täglichen Huldigungen entgegen, Stolz und Kälte aber zeigte sie denen, welche ernstlich sie zu gewinnen trachteten. Vielleicht war Keiner darunter, der ihrer werth gewesen wäre?

Sie hatte einen armen Better — daß dieser auch um den Preis der schönen Dame ringen könnte, glaubte die Welt nicht, und er selber am wenigsten. Bettern sind dienstbefähig, als Bräuer. Kommt ein schlechter Tänzer oder ein langweiliger Tischnachbar in Sicht, so bedarf es kaum eines Augenwinkes, und der Better ist da, um den rettenden Arm zu bieten. Fehlt der Wagen, wenn der Ball oder das Theater zu Ende — hat Johann den Baschli, die Dame den Fächer oder das Bouquet vergessen — der treffliche Better hat Alles voraus bedacht, gewußt, bemerkt, bevor es entdeckt, vermisst worden, und es ist zur Stelle. Fremdes Better gehörte zwar auch zu diesen unschätzbaren und Unentbehrlichen, aber die gewöhnlichsten Dienste der Courtoisie überließ sie ihren Courmachern. Hatte sie dagegen einen Auftrag für den Vater, so winkte sie dem Better. Wollte sie ausruhen vom Tanz und von den Fadaisen der Tänzer, so hielt sie den Better an ihrer Seite, der ihr niemals schmeichelte und stets milde, verständig die Wahrheit sagte. Er kannte ihren Gedankengang, sympathisirte mit ihren Anschauungen — o, er war gar nicht wie die Andern, der herrliche, zuverlässige Better — aber weiter dachte sich Irene Nichts dabei. Auch ihrem Vater galt der junge Verwandte als rechte Hand im Hause und im Geschäft, er hielt große Stücke auf den armen Neffen — doch weiter ging auch er nicht. Irene theilte fleißig Körbe aus und schien ihre Freiheit überhaupt nicht opfern zu mögen, was Papa oft sehr verdrießlich stimmte. Da wollte ein unglücklicher Irrthum der kurzichtigen Fortuna, daß sie, statt an des geeigneten Mannes Thron, an die bescheidene Stube des armen Betters gerieth und einen bedeutenden Gewinn in der Staatslotterie dort absetzte. Fast überkam den bescheidenen jungen Mann eine Ohnmacht. Leichenblaß und zitternd startete er auf das gegogene Loos, als hätte er sein Todesurtheil vor Augen. Ach, es war doch ein solches! — wenn auch das überraschte Glückskind, nachdem es sich von dem Pflöckchen gesagt hatte, dasselbe als eine Anweisung auf alle irdische Wonne und Seligkeit betrachtete.

Alle Welt war der Glückwünsche voll für den beliebten jungen Better, der nun eine respectable Partie wurde. Irene freute sich mit ihm, daß er nun für Andere bedeutender wurde — in Bezug seines Verhältnisses zu ihr selbst dachte sie an keine Veränderung. Der Onkel und Chef war entzückt über den gescheiterten Einfall der Glücksgöttin, den geschäftstüchtigen Neffen zu protegieren, wodurch er einen soliden, vertrauenswürdigen Associé gewann. Wie nun dies alles in bester Ordnung, und der Better zu all den gesellschaftlichen Ehren gekommen war, welche die goldenen Spuren des Reichthums den neugeschlagenen Ritttern des Glückes verleihen, hatte er eines Morgens den Gedanken gereift, sein Feierkleid anzuziehen und in erbetener Privatunterredung beim Onkel und Vater um Irezens Hand anzuhalten. Dem Papa kam dies nicht unerwünscht. Irene hatte auch nicht daran gedacht, daß der Better überhaupt heirathen werde — daß er nun gar sie heirathen wolle, war ihr eine wunderbare Geschichte. Sie entdeckte jedoch keinen vernünftigen Grund, warum es nicht geschehen sollte. Alles, was sie an den anderen Werbern auszusagen hatte, fand sie bei dem Better nicht vor — er war ein ganz normaler Mensch, den sie kannte, wie ihr eigenes Selbst, der ihr Alles aus der Seele las und zu Liebe that, was nicht unvernünftig, während die Anbeter in ihrem gefälligen Eifer nicht so gewissenhaft waren. Kurz, Irene sagte Ja, und der Erwählte stand auf der vorletzten Stufe irdischer Seligkeit, wie er vermeinte. Die zufriedene Braut und der wonnestrunkene Bräutigam verlebten angenehme Tage, über welche hinaus sie nicht hätten wünschen sollen.

Da kamen ernste Zeiten — der Feind fiel ins Land. Wer gesunde Glieder hatte und kein Greis war, zog in den Krieg. Ein Sturm der Begeisterung hatte Alle ergriffen, jedes Familien- und Sonderinteresse trat davor zurück, und die Frauen versäumten Nichts, den patriotischen Enthusiasmus zu schüren; sie überschütteten die abziehenden Krieger mit Blumen, die Gatten, Brüder oder Verlobten darunter auch mit Thränen. Der Better Bräutigam zog nicht mit vor den Feind. Einige mußten ja doch daheim bleiben, wo sie mindestens ebenso nöthig waren, als bei dem Waffentanz. Onkel Schwiegervater, verwirrt durch die mannichfachen Geschäftsschwankungen, welche der Krieg mit sich brachte, konnte den Associé nicht ziehen lassen ohne Gefahr für das Haus. So mußte der Better bleiben, dem Onkel zur Stütze. Irene hätte es vermocht, ihn ziehen zu lassen — ja, im Grunde begriff sie kaum, warum nicht jeder Mann im Felde stehe, auch wenn sie den Umständen Rechnung trug und die beruhigende Ueberzeugung hegte, daß nur diese ihren Verlobten zurückhielten. Sie war eine heiße Patriotin und hätte am liebsten früher, als ihren eigenen Brautfranz, dem Bräutigam eine Lorbeerkrone gewunden.

Zimmer gab es jetzt Truppendurchzüge, die ganze Stadt startete in Waffen, und jedes Haus wurde ein festes Lager. In die herrlichen Gebäude, welche Irezens Vater gehörten, rückte

fast eine ganze Schwadron Kürassiere und wurde in Ställen, Magazinen und in der Behausung untergebracht. Der Commandeur der Reiter war Freiwilliger, einziger Sohn und Stammerbe einer der ersten Familien des Landes. „Und doch blieb er nicht zu Hause!“ dachte Irene mit hoher Bewunderung und leisem Seufzer. Der Bewunderte zollte ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihrem Patriotismus die ritterlichste Huldigung. Der Vetter aber kannte keine kleinliche Eifersucht, und wenn Irene im Feuer erhöhter Stimmung strahlte, so war dies bei der allgemeinen Begeisterung durchaus unverfänglich. Die Kürassiere zogen fort zur Schlacht, und Irezens Wangen erbleichten, während ihre Augen noch lange den blinkenden Helmen nachfolgten. Siegreich wieder, und die Rosen der Wangen erblühten herrlicher, denn je. Der Bräutigam sah Eins wie das Andere. Doch er hoffte auf die Flüchtigkeit solcher Eindrücke. Freilich — den Trost, daß die bekränzten Helden wieder fortzogen, und die Freudenroten auf Irezens Wangen wieder verblaßten, hatte er wohl bald, aber nun blieben es weiße Rosen! nun kam ein Sinnen und Träumen über Irene, das nicht mehr weichen wollte — immer war sie freundlich, immer bemüht, heiter zu scheinen, aber bald war der Blick ihrer Augen wieder trauervoll, und der schweigsame Mund konnte nur noch wehmüthig lächeln. Der Bräutigam fühlte sich aufs Neue zum armen Vetter geworden — doch noch weit ärmer, als vordem!

Einmal gab ihm Irene einen Roman; darin lag, vergessen von ihr, ein Blatt Papier, und auf demselben standen die freilich nicht für seine Augen geschriebenen Worte: „Ich kann die Freiheit und das Glück nie mehr erreichen, weil ich sie nicht mehr suchen darf; doch nur der Tod wird meinen Durst danach löschen.“ Diese Worte auf dem Blatte, von Irezens Hand geschrieben, waren zwar nur die Uebersetzung einer Stelle des Romans — aber der Vetter brütete doch eine ganze Nacht darüber und schloß das Buch erst gegen Morgen. Darauf erklärte er, diesen Tag eine kurze Geschäftsreise antreten zu müssen, und beurlaubte sich vom Onkel hastig und von Irezen nur flüchtig — weil sie gerade nicht allein war. In zwei Tagen sollte er wieder zurück sein. Aber über eine Woche erwartete man ihn vergebens; kein Brief kam, der sein Ausbleiben erklärte; Bestürzung ergriff die Familie, man schrieb nach dem Orte, wohin er hatte reisen wollen — dort war er nicht angekommen, auch sonst nirgend, wohin man sich wendete, und wo Geschäftsverbindungen einen vielleicht veränderten Reiseplan vermuthen ließen. Es mußte ein Unglück geschehen sein! Und rasch genug erfolgte die Lösung des Räthfels. Unweit einer Eisenbahnstation war nach einer Höhe, welche ihrer herrlichen Aussicht halber von Fremden oft bestiegen wurde, ein junger Mann, der mit dem Zug gekommen war, gegangen, aber nicht zurückgekehrt. Nachforschend, fand man seine zerschmetterte Leiche am Fuße des Felsens. An ein Verbrechen war nicht zu glauben, weil kein Raub vorlag, obgleich der Verunglückte werthvolle Pretiosen und eine reiche Baarschaft bei sich führte. Seine

Brieftasche und Papiere gaben Aufschluß über Namen und Stand des Reisenden, und es wurde leicht, ihn mit der Person des verschwundenen Veters zu identificiren. Irene litt unsäglich. Man hatte ihr das Buch zurückgebracht, welches neben dem Bette des Verlobten gefunden wurde, und worauf ihr Name stand. Der Blick auf das Blatt, das noch in dem Buche lag, beleuchtete wie ein greller, entsetzlicher Blitz das Motiv seiner Reise und seiner That: hier war kein Gedanke mehr an ein zufälliges Unglück. Die letzten Worte jener Zeilen: „der Tod wird meinen Durst danach löschen“ waren mit Rothstift unterstrichen und brannten wie Flammenschrift in dem Herzen der Unglücklichen. Wochen, Monate zogen in schwerer Körper- und Seelenkrankheit über Irezen

mit dem menschlichen Trost tiefinnigsten Mitleids und dem himmlischen, welcher die unsterbliche Seele dem göttlichen Vater empfiehlt. Bernhardine hielt seine Hände in den ihren, bis der Kampf vorüber war. Dann kniete sie am Todtenbette nieder und betete inbrünstig für die arme Seele. [2488]

Ein Empfehlungsbrief.

Nach Aufzeichnungen des Grafen de la Garde.

Hoch oben im Stübchen der sechsten Etage eines alten baufälligen Hauses in Paris saß zur Zeit des ersten Kaiserreiches ein junger Poet auf verblichenem Sopha und kante verdrücklich an der Feder, der durchaus kein glänzender oder pikanter Gedanke entströmen wollte, so sehr sich auch der junge Mann, Monsieur Dubois, darum bemühte. Es schien wirklich wahr zu sein, was böse Zungen behaupteten, daß unser Poet nämlich eben so arm an Geist, als an Francs sei. Letzteres war in wirklich erschreckendem Maße der Fall. Seit längerer Zeit hatte er alles Mögliche versucht, um seinen Finanzen aufzuhelfen, aber Nichts wollte ihm gelingen, und nun arbeitete er schon mehrere Tage an einem Gedicht, einer Ode auf die Prinzessin Pauline, die Lieblingschwester Napoleon's, von der er eine günstige Wendung seines Schicksals hoffte. Die Ode hatte auch bereits eine stattliche Länge, und es stand mancherlei darin, Lobprüche auf die Prinzessin, Apostrophen an den Kriegsgott Mars, der damals im Dienst des großen Kaisers stand und die Brandfackel durch Europa leuchten ließ, und menschenfreundliche Träumereien von einem großen Universalfrieden in allen Ländern; worauf sich aber Herr Dubois am meisten zu gute that und wovon er sich den meisten Erfolg versprach, das waren die oft wiederkehrenden Reime „Pauline“ und „divine“.

Wenige Stunden später stand der Verfasser in einem Vorzimmer des Palais der Prinzessin und unterhielt sich mit deren Kammerfrau, seiner entfernten Verwandten, deren Existenz ihm eben den glücklichen Gedanken jener Ode eingegeben hatte. Diese Kammerfrau beschied ihn auf den nächsten Vormittag wieder, da sie dann Gelegenheit zu haben hoffte, ihrer Herrin das Carmen zu überreichen. Redlich hielt die Kammerfrau Wort. Als Prinzessin Pauline Toilette gemacht hatte und ermüdet von dieser anstrengenden Beschäftigung gähnte, beehrte sie sich, mit einer passenden Einleitung ihrer Gebieterin das Werk des neuen Petrarca zu überreichen.

Die Prinzessin warf zuerst einen neugierigen Blick auf das Papier, erschrad aber augenscheinlich über die Länge des Gedichts und wollte schon ungelesen es weglegen, als zufällig ihr Auge auf die reizenden Reime Pauline und divine fiel; von dieser Zusammenstellung war sie entzückt, um so mehr, als der nächste Blick sie belehrte, daß diese Reime bei jeder Strophe wiederkehrten, und nun empfand sie eine lebde Sympathie für den,



Die Nachtwache einer barmherzigen Schwester. Zeichnung von Gabriel Max.

hin; sie erhob sich nur langsam an der inneren Kraft eines Entschlusses, dem Entschluß, der Welt zu entgehen und in jenes fromme Asyl sich zu retten, wo sie hoffen durfte, Frieden und Veröhnung zu finden für ihr zerrissenes Herz. Der arme Vetter hatte ihr die Freiheit wiedergeben wollen, — doch gab er sie ihr anders, als er gedacht hatte.

Noch sitzt Bernhardine am Sterbebette des Fremden. Er liegt bewegungslos wie früher, mit geschlossenen Augen, aber seine Züge tragen deutlicher noch die Merkmale des Todes, und die Brust hebt sich kaum vom stockenden Athem. Bernhardine berührt die erkaltende Stirne, sie neigt ihr Ohr an den Mund, dessen Hauch kaum ihr, der Erfahrenen, wahrnehmbar ist. Nethertropfen wecken nur auf einen Augenblick das scheidende Leben. Die schweren Lider heben sich, und der Sterbende richtet einen letzten, bewußten Dankesblick auf die barmherzige Schwester, welche sich über ihn beugt

eben den glücklichen Gedanken jener Ode eingegeben hatte. Diese Kammerfrau beschied ihn auf den nächsten Vormittag wieder, da sie dann Gelegenheit zu haben hoffte, ihrer Herrin das Carmen zu überreichen. Redlich hielt die Kammerfrau Wort. Als Prinzessin Pauline Toilette gemacht hatte und ermüdet von dieser anstrengenden Beschäftigung gähnte, beehrte sie sich, mit einer passenden Einleitung ihrer Gebieterin das Werk des neuen Petrarca zu überreichen.

der so kluge und schöne Dinge zu dichten, solche Wahrheiten so elegant zu sagen wußte.

„Dieser junge Mann hat ein entschiedenes Talent,“ sagte sie zu der Kammerfrau, „ich werde ihn protegieren, so viel ich kann. Aber wo ist er? Ich will ihn sehen.“

Dubois ward aus dem Vorzimmer herbeigerufen. Einen Moment betrachtete die Prinzessin ihn mit prüfendem Auge, doch der Poet hielt die Prüfung wader aus, das innere Bewußtsein seines Werthes gab ihm Muth, und er verbeugte sich mit Anstand und angeborener Würde.

„Ihr Gedicht hat mich entzückt,“ begann die hohe Dame, „es zeugt von Talent und Charakter, wenngleich ich tabeln muß, daß Sie darin eine viel zu hohe Meinung von mir ausgesprochen und mir Verdienste angerechnet haben, die mir nicht zukommen. Es würde mich freuen, wenn ich mich Ihnen dankbar erweisen könnte. Was kann ich für Sie thun?“

Jetzt hatte Dubois das Glück am Rißel. Und er wußte es zu packen.

„Madame,“ sagte er, sich wieder anmuthig verbeugend, „ich würde der glücklichste der Sterblichen sein, wenn ich irgend eine kleine Anstellung in irgend einem Fache der Verwaltung erhalten könnte.“

Pauline dachte einen Augenblick nach. „Würden Sie geneigt sein, eine Stellung unter Fouché anzunehmen? Er beklagte sich noch gestern bei mir, daß ich ihm nie Gelegenheit gäbe, mir seine Dienstfertigkeit zu beweisen. Wenn Sie es wünschen, so stelle ich ihn jetzt auf die Probe.“

Der junge Poet schwur, der Gedanke schon, die Feder abwechselnd zu Versen und Polizeiberichten gebrauchen zu dürfen, entzückte ihn, und er hoffte, dem Vaterlande als Dichter und als Polizist gleich große Dienste zu erweisen, die die Prinzessin aber setzte sich, ergriffen von der Möglichkeit, eine edle Seele beglücken zu können, an ihren Schreibtisch und warf einige Zeilen an Fouché auf das Papier. Der duffige Brief war bald beendet und gegelgt, und ohne weitere Zeit zu verlieren, eilte damit der glückliche Dubois, nachdem er sich in strömenden Dankesworten gegen die Prinzessin ergossen hatte, zur Wohnung des Mannes, an den er empfohlen war.

Dieser las, als er aus dem Ministerrath zurückkehrte, das Schreiben der kaiserlichen Hoheit natürlich sehr aufmerksam durch, beschied den Protégé Paulinens sofort zu sich und empfing ihn aufs gnädigste.

„Nun, mein lieber Freund,“ — so lautete seine huldvolle Anrede — „was kann ich für Sie thun? Wären Sie wohl geneigt, nach der Insel Elba zu gehen? Ich würde Sie gern zum Generalcommissarius der dortigen Polizei ernennen.“

„Ich nehme Alles mit Dank an und würde bereitwillig bis ans Ende der Welt gehen, um mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben,“ entgegnete Dubois, der fast geneigt war, dies Alles noch für einen Traum anzusehen.

„Abgemacht,“ sagte Fouché und begab sich in sein Arbeitszimmer; „ich unterzeichne sofort Ihre Ernennung, und morgen reisen Sie nach Porto-Ferrajo. Dort werden Sie Ihre Instruktionen vorfinden, und für die ersten Auslagen bitte ich Sie, diese kleine Summe anzunehmen.“

Mit diesen Worten legte er dem Ueberraschten eine Rolle Napoleons'or in die Hand.

Der Empfänger aber, der noch nie in seinem Leben Besitzer einer so großen Summe gewesen war, fand kaum Worte, seinen gebührenden Dank auszusprechen, und athmete erst auf, als er vor der Thüre stand und sich vom Minister verabschiedet hatte. Generalcommissarius der Polizei auf Elba! — und eine Rolle Goldstücke! — und das Alles für einige Dugend Pauline — divine!

Wenige Tage später langte Dubois am Orte seiner Bestimmung an. Feierlicher Empfang seitens der Einwohner, Anreden, Begrüßungen; nur die Ehrenportoren fehlten, man hatte sie nicht so schnell besorgen können.

Nicht lange, so erschienen bei dem neuen Commissarius Bewerber um ein Privilegium zur Erforschung der Eisenminen der Insel, die von großer Bedeutung waren. Der Eine bot ihm einen Antheil an dem Unternehmen als Preis seiner Protection, und Dubois, dem die Sache sofort einleuchtete, weigerte sich nicht lange. Er versprach und that Alles, was man von ihm wünschte, und verkaufte dann seinen Geschäftsantheil sehr bald an einen speculativen Kopf für die ansehnliche Summe von dreihunderttausend Francs, die er sofort in sicheren Staatspapieren anlegte.

Der Herr Generalcommissarius war mit seiner Stelle außerordentlich zufrieden und verstand, sie auszunutzen. Fouché aber war entzückt, sich den Dank der Prinzessin erworben zu haben. Leider nur reiste sie ins Bad, noch bevor es ihm vergönnt gewesen, sie zu sehen.

Endlich jedoch kehrte sie zurück, und der Polizeiminister konnte kaum erwarten, bei dem Hoffest in den Tuileries von ihr angerebet zu werden.

Jetzt, jetzt trat sie zu ihm und richtete einige Fragen und Redensarten an ihn. Aber kein Wort von Dubois!

„Er, Hoheit sind zufrieden, hoffe ich, mit der Art, in welcher ich Ihren Protégé untergebracht habe?“ flüsterte der Minister, sich tief verneigend.

„Welchen Protégé, mein Herr?“

„Nun, Madame, Herrn Dubois!“

„Dubois? Dubois? Ich entsinne mich nicht.“

„Erinnern Sie sich nicht mehr des Briefes, den Sie mir geschrieben, es ist drei Monate her — in welchem Sie mir auf das dringendste Herrn Dubois empfahlen, den jungen Dichter, an dem Sie lebhaften Antheil nahmen?“

Die Prinzessin sann nach.

„Ach, mein Gott,“ jagte sie endlich lachend, „nun fällt es mir ein, mein lieber Herr Fouché, Sie meinen den armen Menschen, den Verwandten meiner Kammerfrau, der mir eine Ode überreichte. Hatte ich ihn doch ganz vergessen! Nun, was haben Sie mit ihm gemacht? Sie haben ihm eine Schreibertelle in Ihrem Bureau gegeben?“

Der Minister, innerlich empört, so sehr dupirt zu sein, hütete sich wohl, die Wahrheit zu gestehen, und gab eine ausweichende Antwort; im nächsten Augenblick hatte sich auch schon die Prinzessin, die kaum auf seine Worte hörte, zu einer Dame gewandt und unterhielt sich mit dieser über die Neuigkeiten des Tages, und Dubois und Fouché, sie waren von ihr vergessen. Einigen guten Freunden Fouché's aber war die Scene nicht entgangen, und sie sorgten dafür, daß bald der ganze Hof sie wußte. Der Kaiser lachte nicht wenig und machte den Aermsten zur Zielscheibe so mancher Neckereien, die ihn nur noch mehr erbitterten.

Am nächsten Morgen sah Fouché schon früh am Arbeitstisch und schrieb; eine halbe Stunde später eilte ein Courier mit einem großen Schreiben aus der Stadt; sein Bestimmungsort war — Porto-Ferrajo!

Dort sah der Herr Generalcommissarius bei einem köstlichen Diner, als ihm der Brief des gefürchteten Polizeiministers überreicht wurde. Er erbrach, er las ihn — die Gabel entfiel seinen Händen — das Schreiben enthielt seine sofortige Abberufung von dem bisher verwalteten Posten, und Dubois war wie aus den Wolken gefallen und dachte an eine alte Geschichte vom Dammokles und an Sancho Panza, den unglücklichen Statthalter über eine nicht vorhandene Insel.

Aber was half es? Wenigstens mit sich selbst zufrieden, überzeugt, das Gute gewollt und sein Bestes stets befördert zu haben, langte er in Paris wieder an, froh, Elba hinter sich zu haben, denn die dreihunderttausend Francs, wohlgezählt, waren vorhanden und gesichert, und er konnte nun in Frieden dem Dienste der Muse obliegen, die ihm so große Dienste geleistet hatten. Jetzt fanden sich, seitdem er exquisite Diners und Soupers gab, auch gute Freunde genug, die mit Andacht seine Verse hörten und, frei von Parteilichkeit und Schmeichelei, ihm mit ehrlichem Herzen gestanden, daß dieselben von bewundernswürdiger Schönheit des Gedankens und Vollendung der Form wären; eine Behauptung, der Dubois nie widersprach, um die Freunde nicht zu tranken. [2492]

Jda Lewis, das Heldenmädchen von Newport.

Im Jahre 1854 erhielt der Kapitän Lewis die Anstellung als Wächter im Lime-Root-Leuchthurm, der am südlichen Eingang des Hafens von Newport (Hauptort im Staat Rhode-Island, Amerika) auf einem Felsen erbaut und ganz von Wasser umgeben ist.

Vor ungefähr acht Jahren rührte den Kapitän der Schlag, und da er von Stunde an ein hilfloser Invalide blieb, so erfüllte seine Frau die Pflichten des Amtes. Die älteste Tochter aber, Jda Lewis (geboren ward sie im Jahre 1842), führte demzufolge die Aufsicht über die jüngeren Geschwister. Da letztere die Schule von Newport besuchten, mußte Jda sie in einem Nachen ans Land bringen und ebenso wieder zurückholen.

Schon als zwölfjähriges Mädchen hatte Jene vier Knaben, die sich in einem kleinen Fahrzeug zu weit ins Meer gewagt hatten, vor dem Ertrinken gerettet.

Im Winter 1866, an einem bitterkalten Tage, rettete sie das Leben eines Soldaten, dessen Boot gekentert war.

Während eines Herbststurms im folgenden Jahre sah sie vom Leuchthurm aus zwei Schiffer bei dem Bemühen um ein Schaf, das über Bord gefallen, in Todesgefahr gerathen. Ohne Zögern sprang Jda in ihren Nachen, um Hilfe zu leisten. Und sie rettete in der That die beiden Menschen sowohl, wie das Thier.

Noch in demselben Jahre geschah es, daß in stürmischer Nacht ein Mann aus ledernem Boot auf einen isolirten Felsen, eine halbe englische Meile vom Leuchthurm entfernt, sich flüchtete. Er fürchtete, in der eifigen Nacht zu erfrieren, und schrie um Hilfe. Der Wind trug seinen Weheruf an das Ohr und das gute tapfere Herz des Mädchens, und Jda ruderte in Sturm und Dunkelheit hinaus und ruhte nicht, bis sie den Unglücklichen gefunden und geborgen.

Am 29. März 1869 ließen sich zwei Soldaten aus Newport von einem Knaben nach Fort Adams übersetzen. Auf halbem Wege — das Wetter war sehr stürmisch — kenterte das Boot. Der Knabe verlor, die Soldaten aber hielten sich im Todeskampf noch über Wasser. So sieht dieselben Frau Lewis, und sie theilt es der Tochter mit, die leidend darniederliegt. Sofort springt diese empor, ruft dem Bruder, eilt mit ihm in den Rahn und rettet, dem eigenen Tode zehnmal dabei ins Antlitz blickend, beide Männer.

Der Lebens-Rettungsverein in New-York hat das Heldenmädchen durch die Verleihung der silbernen Medaille und ein namhaftes Geldgeschenk ausgezeichnet. [2515]

Zur Geschichte der Schminke.

Zu allen Zeiten sind Klagen über gewisse Moden und Sitten laut geworden, man griff sie an mit allen Waffen des Ernstes und der Satire, eiferte gegen sie in gereimten und ungereimten Schriften, aus der Richterstube und von der Kanzel herab, mit allgemeinen Kleiderordnungen und besonderen Vorschriften: natürlich ohne allen Erfolg. Die angefochtene Mode vollendete ihren Kreislauf, starb ab, um in gleicher oder in etwas veränderter Gestalt vielleicht zu einer spätern Zeit wieder zu erwachen.

Die Mode des Schminkens ist sehr alt. Wir finden schon unter den Juden Beispiele davon, und Jeremias redet von der Kunst des Schminkens wie von einer gewöhnlichen Sache. Die Jesabel bediente sich einer Art Spiegels, Stibium, um sich die Augenbrauen zu schwärzen. Auch die Damen Aegyptens, Kleasiens und des classischen Europa verwendeten seit uralten Zeiten große Sorgfalt auf die Erhaltung ihrer Gesichtsfarbe und suchten da, wo die Natur sie im Stich ließ, durch die Kunst nachzuhelfen. Unter diesen Hilfsmitteln wird auch hier das gebrannte Spiegelsglas (Kohl) genannt, das wir dann auch später auf dem Toiletentische der Römerinnen wieder finden. Als einstmals, so wird von der griechischen Phryne erzählt, bei einem Gastmahl das Königsspiel gespielt wurde, worin der Reiche nach der eine Gast den übrigen einen Befehl erteilte, da befahl Phryne Wasser herbeizubringen, und darin möge jede der anwesenden Frauen ihr Gesicht waschen und alsbald sich wieder abtrocknen. Sie selbst that das zuerst und siehe da! sie wurde nur immer schöner: die übrigen aber, mit Kunst geschminkt, zeigten sich nach dem Waschen voll garstiger Flecken. Der Römer Doid gibt in seiner „Kunst zu lieben“ den Frauen den Rath, die Farbe, welche die Natur versagt, durch Kunst hervorzubringen; zugleich aber empfiehlt er ihnen dringend, die Büchsen, Fläschchen und den ganzen übrigen dazu gehörigen Apparat den Augen ihrer Anbeter sorgfältig zu entziehen. Um die Gesichtshaut von den schädlichen Einflüssen der mit Speichel aufgetragenen Mineralfarben zu befreien, wurde das Gesicht des Nachts mit allerlei Teigen, auch mit einer ledernen Maske bedeckt, den nächsten Morgen aber mit besonderen Seifen und Waschwässern von dieser schützenden Kruste befreit und von Neuem bemalt. Poppäa Sabina bediente sich zum Waschen und Baden der Efelmilch, wozu sie sich nicht weniger, als 600 Efelinnen gehalten

haben soll. Sonst verwandte man zu diesen Toilettenkünsten auch Weide, Bohnenmehl und Safran.

Bei den alten Germanen war gleichfalls die Pflege des Körpers aus Rücksichten der Schönheit keineswegs etwas Unbekanntes. Die Frauen nahmen die Bäder vorzugsweise aus Sorge für die Hautfarbe und schienen zu diesem Zwecke auch den Schaum des Biers benutzt zu haben. Die alten Hünengräber haben uns noch mit einer Menge zur Toilette dienender Gegenstände bekannt gemacht; da fand man Kämme von Bein und Bronze, Ohrlöffel, kleine Zängelchen und andere Instrumente, oft ähnlich einem Schlüsselbunde an einem Ringe aufgezogen. Das Alles läßt auf eine sorgfältige und ins Kleinliche gehende Pflege der Schönheit schließen, und da verschiedene Nachbarn der Germanen, die sich keineswegs auf einer höhern Stufe der Cultur befanden, die Kelten, Sarmaten, Dacier, schon die Schminke kannten, so wird sie damals auch den Germanen schwerlich unbekannt gewesen sein.

So eifrig die Frauen sich bestreben, ihr Gesicht in schönen Farbenton zu bringen, so heftige Gegner fand dieses Bestreben unter den Männern; besonders die alten Kirchenväter sprachen sich dawider in sehr entschiedener Weise aus. Sie verdammen es: weil die Zeit damit unnütz vergeudet werde; da die Schönheit ein vergänglich Gut sei, so müsse man nicht allzuviel Sorgfalt darauf verwenden; und besonders: es sei sündlich, Gottes Werk meistern zu wollen, als ob uns Gott nicht gut genug habe machen können; schließlich — die Schminke sei verdammenswerth wie die Lüge. In derselben ernsten Weise oder auch in satirischen Ergüssen sprachen die folgenden Zeiten sich aus, aber, wie eben aus den stets und stets wiederholten Angriffen hervorgeht, alles Reden und Schreiben gegen diesen „Cultus der Eitelkeit“ blieb ohne den gewünschten Erfolg.

Im frühen Mittelalter, sagt uns Falke in seinem Buche über die deutsche Trachten- und Modenwelt, wurde für die Hautfarbe in Deutschland und Frankreich durchaus Roth und Weiß verlangt. Arme, Hände und Schläfen mußten weiß sein, schwanenweiß, weiß wie Elfenbein, Hermelin, Schnee und Lilien — die Dichter sind nicht arm an diesen Vergleichen. Auf den vollen Wangen aber sollten die frischen Rosen blühen. Die englischen Damen machten in diesem Geschmache eine Ausnahme; sie liebten schon damals wie noch heute mit aristokratischem Tic die blassen Wangen und suchten sie künstlich herbeizuführen, wenn die Natur sie allzu freigiebig mit der Farbe der Gesundheit beschenkt hatte. Mittel gab es mancherlei, sowohl weiße Schminken als Wasser und Essenzen; auch wurden Hunger und Ueberlaß zu diesem Zwecke angewendet. Umgekehrt bediente man sich in Deutschland, Frankreich und Italien für die Wangen der rothen Schminke, und um sie dauernd zu färben, fanden es die Französinen für gut, tüchtig und kräftig zu frühstücken, während die deutschen Damen, der Leidenschaft ihres Landes getreu, dem Weine zusprachen. Besonders waren damals die Florentinerinnen berühmt als Meister in der Gesichtsmalerei.

Daß man durch Mittel dem Teint nachzuhelfen suchte, war schon dem Dichter des Nibelungenliedes so bekannt, daß er von den Frauen am Hofe Rüdigers zu Bechelaren rühmend sagen konnte, daß man wenig gefälschte Frauenfarbe dort gefunden. Sie wurden sammt den Salben, womit man die Runzeln ausfüllte, in dieser schönheitsbedürftigen Zeit so zahlreich — es werden 300 angegeben — und ihr Gebrauch dehnte sich in dem Maße aus, daß die Geistlichkeit es wieder einmal für nöthig hielt, dagegen zu Felde zu ziehen. Der Grund, den sie anzuführen pflegte, ist etwas eigenthümlicher Art. Sie sagen: Die Frau, welche eine fremde Farbe auf ihr Gesicht aufträgt, will ein Gesicht haben, wie es der Maler macht, aber nicht, wie es ihr Gott erschaffen hat: sie verleugnet also Gott. So ruft auch Bruder Berthold der Prediger aus: die Gemalten und die Gefärbten, die schämen sich ihres Antlitzes, das Gott nach sich gebildet hat; so wird auch er sich ihrer schämen und sie werfen in den Grund der Hölle. Scherzhafter Weise wurde diese Fehde der Geistlichen in einem gleichzeitigen Gedichte so aufgefaßt, als ob die Mönche, bis dahin die ausschließlichen Maler, in ihrem Privilegium durch das Bemalen der lebendigen Gesichter Eintrag erlitten. Sie klagen deshalb vor Gottes Thron, aber nach langen Verhandlungen gestattet der gnädige Gott, daß die Frauen vom 25. Jahre an noch fünfzehn Jahre sich bemalen und schminken dürfen.

In einer alten Straßburger Kleiderordnung aus dem 15. Jahrhundert wird den Frauen verboten, sich zu färben oder zu schminken oder sich Locken von „todten Haaren“ anzuhängen. Die Mittel dieser und der folgenden Zeit waren keineswegs ganz ungefährlich, gewöhnlich Bleiweiß mit rother Farbe vermischt. Aber vergeblich ward dagegen geistert, vergeblich versicherten Moralisten, Theologen und Dichter, daß Frauen, die sich schminkten, unfehlbar unter die unehrbaren gehörten; ja, der biederer Tobias Vogel nahm diesen Satz sogar in seine Schrift: Der Hautdiener oder die entdeckten Geheimnisse der Schönheit der Damen (1690) auf. Es erschien nach und nach eine förmliche Literatur über diesen Gegenstand, auch die Dichter Hoffmannswaldau, Logau und Rachel erhoben ihre Stimme!

Wollt ihr euch, ihr Jungfern, schminken, nehmet dieses zum Bericht: Nehmet Oele zu den Farben, Wasserfarben halten nicht.

Natürlich Alles vergebens und umsonst. Doch hatten die Bemühungen angesehener Aerzte später wenigstens zur Folge, daß statt der schädlichen und ägenden Stoffe milder scharfe, namentlich der Pflanzenwelt entnommene, eingeführt wurden. [2514]

Die Schutzheilige der Unterirdischen.

Die wilden uncultivirten Besitzer der gewaltigen Kohlengruben des Staates Pennsylvania in der neuen Welt waren vor der herandrängenden Civilisation geflohen. Doch schon sind die Gruben nahe dem kleinen Städtchen Erie wieder belegt mit einer zahlreichen Mannschaft, die weither aus Europa, aus dem an Steinkohlen reichen Westphalenlande herübergekommen ist. Bereits rollt in den unterirdischen hoch und weit gewölbten Räumen der Donner der entzündeten Pulverpatronen, dem im Augenblicke darauf ein Knistern und Krachen, ein Poltern und Stürzen des losgelösten Gesteines folgt. Allüberall pocht der Hammer, klingt ehern der Schlägel, knarrt das Rad der Förderwagen, rassel die Kette an den Körben, die mit dem schwarzen Brennstoff angefüllt ans Tageslicht gezogen werden.

Die Tagesarbeit ist zu Ende, und hinauf auf die Erde strömen die Bergleute. Sobald die Männer den Himmel mit seinen Wolken zu schauen bekommen, ertönt ihr lautes fröhliches „Glück auf“ in unsern deutschen Mutterlaute. Die Gegend, die der Leute Fuß so eben betritt, liegt öde da. Felsen und Ab-

gründe; kein Plätzchen bietet sich zu einer Blumenanlage, hier würde kein Gärtchen zu erfreulichem Leben gelangen. Ohne Blumen, ohne Garten aber siedelt sich kein deutscher Bergmann an, seine gefällig nebeneinander lagernden Wohnungen muß stets eine Baumreihe umgeben, muß stets eine lachende Au umgrenzen.

Auch diese Männer hier scheuen darum selbst nach harter Arbeit nicht den längeren Weg hinüber über einen Berg, hinunter in ein Thal mit einem Laub- und Tannenwald, mit fettem fruchtbarem Wiesengrunde. Denn dort haben sie ihre Wohnstätten erbaut, dort erhebt sich auch ihr Gesellschaftshaus, ihre Grubenzeche. Aus der Fensterreihe dieses Gebäudes fällt ein lichter Schein auf den dunkeln Weg hinaus, auf dem die Bergleute schnell hinschreiten. Bereits gehen die Ersten in das Haus hinein, ihnen folgen Andere nach, und in kurzer Zeit sitzen oben im Saale an länglichrunden Tischen unsere Landsleute bei kräftigem Zmbiß und labendem Trunk.

Die Schoppen mit der hierähnlichen schäumenden Flüssigkeit klappern und stoßen aneinander, es singt die eine Gruppe, es plaudert die andere. Nicht lange jedoch, so stockt Beides, Gesang wie Geplauder. Wie schon an vielen vergangenen Abenden entsteht auch diesmal eine beengende Stille. Da erhebt sich, die grauen Hauptlocken unwillig schüttelnd, der alte Obersteiger Braunfels und mit kerniger Stimme ruft er in die Versammlung hinein: „Kopf in die Höhe, den Blick geradeaus, Kameraden! Seid stark und bannt das Heimweh, die Sehnsucht nach Euren Verwandten. Vergeßt wenigstens noch kurze Zeit Eure Frauen und Töchter, Bräute und Schwestern, die Ihr dräben in Europa gelassen, und hört meinen Vorschlag: Heut über vier Wochen wollen wir diese Räume zu einem Feste schmücken und fröhlichen

Sinnes uns Alle hier versammeln. Ich verspreche Euch dann eine Ueberraschung, die ... Aber bis dahin harret aus und schlägt Euch die Grillen aus dem Sinn!“

Seine Rede hat die Geister electrifirt, und heiteres Leben herrscht wieder in der Versammlung.

... Die vier Wochen sind verflossen; abermals strahlt Licht aus den Räumen der Grubenzeche, doch weit glänzender, als an jenem Abend. An der großen Hauspforte steht der alte Steiger Braunfels. Er reibt sich vergnügt die Hände, in seinem verwitterten Gesicht sitzt heute ein herzliches und schlaues Lächeln. Da ziehen schon die Bergleute heran, ihre Grubenleuchte in der Hand und eins ihrer alten, mit über das Meer gebrachten Lieder singend. So betreten sie den Saal, der mit Tannenzweigen und bunten Fahnen geschmückt ist. Das erinnert an die Heimath und weckt in mancher Brust Sehnsuchtsgeanken. Man läßt sich nieder, ein Tusch aus einigen Blasinstrumenten schmettert durch den Raum, und der eben noch dunkle Hintergrund des Saales wirft nach Wegzug eines Vorhangs plötzlich einen Sonnenglanz auf die Versammelten.

Und wiederum tönt die Stimme des greisen Obersteigers, doch noch kräftiger, gehobener, wie damals, durch den Saal. „Schaut,“ spricht er, „schaut in dem unterirdischen Bau, dort auf dem transparenten Gemälde, die hinschwebende lichte Gestalt. Das ist das unglückliche, bis zur Todtmüdigkeit gekehrte Mädchen, das nach der Bergmannslegende bei uns deutschen Bergleuten Schutz und Erbarmen fand. Die heilige Barbara ist's, die unsere Vorfahren vor über sechshundert Jahren, als sie vor den Schergen ihres Vaters Dioskuros aus Klein-Asien über Land und Meer nach Deutschland floh, in ihr kleines dürftiges Wohnhaus aufnahmen. Wie nun die Barbara trotz aller Gefahren

mitten unter Heiden das Christenthum in ihrem Herzen pflegte, so geben auch wir nie unsere Grube auf, mag auch ihr Einsturz drohen. Dies Gemälde haben die Euren Euch als Angebinde über das ferne Weltmeer gesandt, damit Ihr wissen sollt, wie innige Liebe und deren Gebete Euch gegen tödtliches Geröll und giftige Gase zu schützen suchen. Solche Gedanken sollen Euch ausharren lassen, hier auch ferner als Vorkämpfer für deutsches Wissen und deutsches Wesen zu arbeiten und zu schaffen. Der Barbara Festtag ist heute, am vierten December, heute wird ihr Cultus durch uns vom deutschen Boden auf den der neuen Welt verpflanzt, und von heute an alljährlich wird uns das Barbarafest die Vorfeier der Weihnacht sein, und zum Zeichen, daß sie uns in ihren Schutz aufnehmen will, beschwöre ich sie mit den Worten: Gib uns ein Zeichen des Wohlwollens, gib uns ein Zeichen der Liebe, Du heilige Barbara!“

Raum war das letzte Wort verhallt, als die Heilige langsam von dannen zu schweben schien. Statt ihrer ist nun eine dunkle Oeffnung in dem Bilde. Da treten leibliche Wesen durch dieselbe hervor, geschmückte Frauen und Jungfrauen. Ein Jubelgeschrei ohne Gleichen, ein Urmarmen und Rüssen folgte jetzt, wie es keine Feder zu schildern vermag.

Schon lange hatte der Obersteiger Braunfels ganz im Geheimen die Herüberkunft der Angehörigen seiner deutschen Bergmannscolonie betrieben. Er hatte die jährliche Feier des Barbarafestes allüberall in den deutschen Bergdistricten nicht vergessen, er wollte sie auch hier in Amerika einführen. Auf bessere Art aber konnte er dem Cultus dieser Heiligen nicht Eingang verschaffen, als durch eine Wiebergabe der Familie an ihre Ernährer.

[2512]

Bernhard Jahn.

Polka - Mazurka.

Tempo giusto.

G. Schumann.

Beschreibung des Modenbildes.

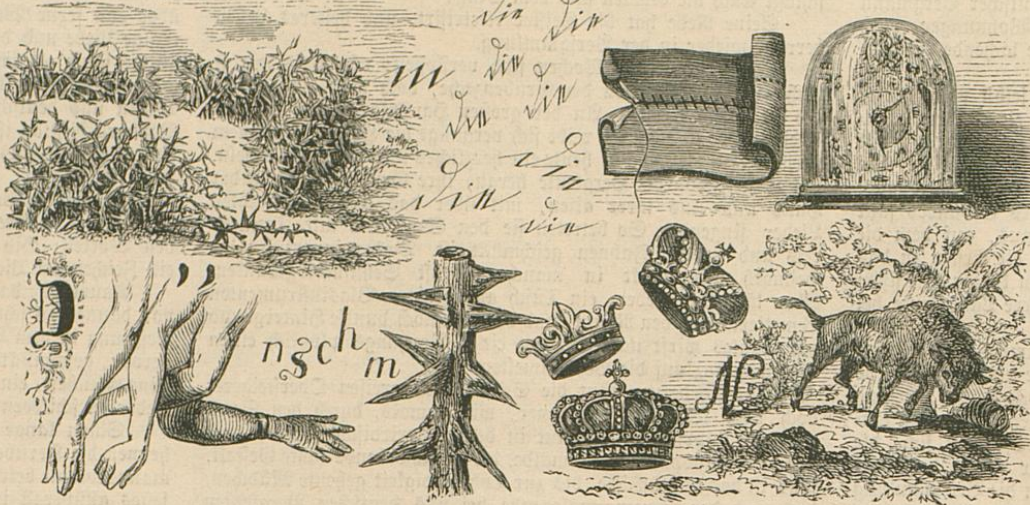
Figur 1. Unterleid aus blau und grün carrirtem Tartan, mit einem Volant begrenzt. Tunique und hohe Taille aus grauer Popeline, mit grünen Tassetröllchen, Tassettschleifen und Revers aus carrirtem Tartan ausgestattet. Aus gleichem Stoff sind Gürtel, Schärpe und Aermelrevers. Toque aus grauem Stroh und grauer Feder.

Figur 2. Kleid mit gebauchtem Schooß aus braunem Taffet mit getollten Frisuren desselben Stoffes garnirt. Hut aus schwarzem Stroh mit schwarzer Feder.

Figur 3. Kleid mit Doppelrock aus grauem Taffet, mit Frisuren desselben Stoffes und schwarzem Spitzen-Einsatz besetzt, welcher mit blauem Taffet unterlegt ist.

Figur 4. Kleid mit Tunique aus grauem Alpaca. Die Garnitur besteht aus Röllchen, Frisuren und Bogenstreifen desselben Stoffes. Hut aus grauem Stroh mit grauem Gaze-schleier.

Figur 5. Kleid mit Doppelrock und gebauchtem Schooß aus schwarzem Taffet, Frisuren, Breustellen, Gürtel und Gürtelschleife aus gleichem Stoff.



Räthsel.

Ist die Zeit, die Ewigkeit vollendet,
Daur' ich weit noch über sie hinaus.
Diebe haben mich noch nicht entwendet,
Doch der Redliche führt oft mich aus.
Große Mengen kann man von mir essen,
Ohne daß den Magen man verdirbt;
Doch wer lange Zeit nur mich gegessen,
— War's sein Wille oder nicht — er stirbt!

Auflösung des Rebus Seite 298.

„Der Geizige, der im Golde schwimmt, gleicht einem Fisch, der Durst hat.“

Auflösung der Charade Seite 298.

„Kübezahl.“

Correspondenz.

Fr. P. in M. und mehrere Abonnentinnen. Wie Sie sehen, ist Ihr Wunsch nach größerer Schrift erfüllt. Um das erforderliche Quantum der neuen Schrift für den Bazar herzustellen, waren 1/4 Jahr lang 25 Arbeiter beschäftigt.

Frau Dorothee L. in B. bei C. Abbild. Nr. 30, 33, 37, 48 auf S. 237 d. Z. geben Ihnen passende Krügen zu Kleibern mit herzförmigem Ausschnitt.

Frau J. J. in M. Wir bedauern, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, da wir niemals Schnittmuster unseren Abonnenten übermitteln, auch niemals die bereits veröffentlichten Abbildungen später bringen.

A. v. W. in P. Wenden Sie sich an das Korbmachen-Magazin von A. cion und Schnerzel, Berlin, Friedrichstr. 104.

F. J. in Z. A. Ein Delfin zu einem Plintenriemen finden Sie auf Seite 2. Abbildung Nr. 11 d. Z. 1869.

Rebus.

Mehrere Abonnentinnen in M. Einen Regenmantel brachten wir auf Seite 119, Abb. Nr. 13 und 14 d. Z. 1869.

Fr. A. H. in M. R. Es ist nicht modern, den ganzen Namen am Taschentuch einzusticken. Wählen Sie verschlungene Initialen wie die auf Seite 266, Abb. Nr. 12. Den Außenrand des Taschentuchs können Sie beliebig mit Spitze oder einer schmalen Stiderei-Bordüre verzieren.

„Bertha“ in Mecklenburg. Halbhandschuhe trägt man nicht; weißer Alpaca mit benähter Spitze ist keine Toilette für Halbtäger; wählen Sie dazu dunkelgraue oder schwarze und weiß gestreifte Stoffe.

Fr. Gr. Corona P. Sie finden einen Unterrock mit Schleppe auf Seite 108 d. Z.

Fr. J. C. in B. Wählen Sie zu der Decke eine passende gestrickte Spitze oder eine der Franzenbordüren auf Seite 247 d. Z. 1868.

Fr. S. B. in C. Nr. 25. Sollte das Tauffleisch Abb. Nr. 51, Seite 108 d. Z. 1868 Ihrem Wunsche nicht entsprechen? Außerdem können Sie den Rock beliebig aus Zwischenlagen von Filzquibüre oder Stiderei herstellen. Vorlagen dazu finden Sie fast in jeder Nummer des Bazar.

Fr. M. Z. in A. Einen Gerabehälter werden Sie in einer der nächsten Nummern finden. Vergessen Sie den Schnitt desselben in erforderlicher Weise.

C. W. in A. Die gewünschten Vorlagen finden Sie auf Seite 312 und 313, Jahrgang 1868, und auf Seite 105 d. Z. 1869.

Frau L. Sch. in L. Nächste.

Frau Anna B. in M. „Erf. seit October vorigen Jahres Abonnentin“ und doch haben Sie den Regenmantel, Seite 119, Abb. Nr. 13 und 14 d. Z. übersehen? Den Regenmantel für Mädchen können Sie nach dem zu Abb. Nr. 5, Seite 134 d. Z. gehörigen Schnitt, natürlich entsprechend verkleinert, herstellen; für die Knabenjude empfehlen wir Ihnen den zu Abb. Nr. 77 und 78, Seite 188 d. Z. gehörigen Schnitt.

L. A. Wir haben wiederholt bemerkt, daß das Calciumsulphhydrat nur die Haare, nicht aber die Haarwurzeln zerstört, weshalb dasselbe immer wieder aufs Neue angewendet werden muß. Ein radical wirkendes Enthaarungsmittel ist die von uns öfter angeführte Harzmischung, Pflöthrum genannt, käuflich bei Gustav Baum, Berlin, Friedrichstraße.

J. J. in Br., P. in L. Wir ertheilen niemals ärztlichen Rath. — Die „Kallomycin“ benannte Haarpomade, zum Färben der Haare und zur Stärkung der Kopfnerven empfohlen, ist ein Geheimmittel, vor dem wir, trotz der Empfehlung des Frn. Dr. med. Gütlich, dringend warnen müssen. Es enthält diese Pomade nach den Berliner Industrie-Blättern Bleiweiß, eine Substanz, die ohne Frage gesundheitschädlich auch dann wirkt, wenn sie, wie hier, zu längerer Zeit fortgesetztem Gebrauch durch Einreibung in die Haut bestimmt ist.

B. D. in Washington. Feine Holzarbeiten für Lichtschirme, Perlarbeiten etc., fabricirt R. Kelterborn, Berlin, Schützenstraße.

Meta in W. Ein unschädliches Mittel, dunkel gewordenem Haar wieder seine ursprüngliche Farbe zurückzugeben, ist das von C. Grüne, Berlin, Französisch Straße, verkaufte Haarbleichwasser. — Um das Aufspringen der Lippen zu heilen und ein gleichzeitiges Rothfärben derselben

vorzunehmen, lassen Sie sich in der Apotheke eine Salbe aus Gold-cream und Carminlösung bereiten.

F. A. in Fr. Wir glauben nicht, daß sich eine der bestehenden Fabriken damit abgeben wird, kleine Quantitäten solcher Bappen wieder zu Strickseide aufzuarbeiten. — Die zu Salzläden verwendete Leinwand, welche Sie als beste Scheuerleinwand empfehlen, kommt aus England und ist in Berlin bei R. Israel, Spandauer Straße, und S. S. S. Meyer und Co., Königsstraße, zu haben.

Abonnentin Fr. M. C. in B. Servietten mit Damastmuster werden in Berlin von Fr. Cohn, Hausvogteiplatz 11. A., gestopft.

A. Schl. in B. Das Verfahren beim Schwefeln von Gegenständen aus Flanel finden Sie beschrieben in dem Buche: „Wasser und Seife“ von Wilhelm Buchholz (Hamburg bei J. P. Richter).

A. L. in München. Der sogenannte „Kunstwein“, zu welchem W. Sch. ein Rezept gegen Honorar ausbietet, hat mit Allem eher, als mit Wein Ähnlichkeit. Wir können Sie nur vor dem Ankauf dieses Receptes warnen.

Ira in B. Gepulverte Kreide ist völlig unschädlich als Reinigungsmittel der Zähne, vorausgesetzt, daß die Kreide nicht scharfe Sandkörnerchen oder dergl. enthält. Am sichersten geht man, wenn man sich aus der Apotheke eine künstlich gefällte Kreide verschafft.

M. D. in B. Das Färben, Appretiren und Jacquonniren alter Filzhüte werden Sie aus einem Aufsatz allein nicht erlernen können, dazu gehört die praktische Uebung des Hutmachers, namentlich auch in der Manipulation mit den dafür zur Anwen-

dung kommenden Apparaten.

26 in B. Gegen Sommerprossen gibt es kein Mittel, was dauernd Abhilfe spendet; die für solche Zwecke angepriesenen Geheimmittel sind nur darauf berechnet, dem Publikum das Geld aus dem Beutel zu locken, vor der Anwendung einiger derselben ist sogar, wegen ihrer Schädlichkeit, direct zu warnen. Die Falten auf einer jugendlichen Stirn rühren häufig von der Gewohnheit, die Stirne zu runzeln, her; in solchem Falle kann nur von dem Ablegen dieser Gewohnheit ein Erfolg erwartet werden. Schönheitsmittel, welche die Falten glätten, gibt es nicht.

M. Z. in C. Die Strohhutwäsche sowohl, wie das Färben seidener und baumwollener Stoffe werden Sie, wenn Sie nicht durch Schaden klug werden wollen, immer leichter und besser durch praktischen Unterricht in dergleichen Anstalten, als mit Hilfe von Büchern erlernen. Handgriffe, welche die Erfahrung lehrt, sind gewöhnlich nicht in den Büchern verzeichnet und aus Recepten allein können Sie nur einseitige Belehrung schöpfen. Als praktisches Buch über diese und ähnliche Gegenstände, welches, wenn auch nicht immer, so doch in vielen Fällen das Richtige angibt, ist das von Wilhelmine Buchholz verfaßte Werk „Wasser und Seife“ (Hamburg bei J. P. Richter) zu empfehlen.

Eine langjährige Abonnentin des Bazar aus K. N. J. Falls die Farbe des wachsbaren Stoffes es verträgt, können Sie die Grassiele aus demselben durch Betupfen mit wässriger schwefeliger Säure (aus der Apotheke geholt) entfernen.

Fr. M. W. in L. Ihr Arzt hat ganz Recht, wenn er behauptet, daß es an einem specifischen Mittel zur Vertreibung der Sommerprossen bisher noch gebricht. Das beste Mittel besteht immer noch darin, das Gesicht vor den Einwirkungen der Sonne durch grüne oder gelbe Schleier zu schützen; blaue Schleier sind zu verwerfen.

Langjährige Abonnentin des Bazar. Um aus Marmorplatten Fett und andere Flecke herauszubringen, rührt man gleiche Theile von gelbem Kalk und gutem Thon mit Wasser zu einem dünnen Brei an, trägt denselben mittelst eines Pinsels gleichmäßig auf den Marmor auf und läßt ihn 1-2 Tage lang darauf liegen. Ist der Ueberzug trocken geworden, so befeuchtet man ihn zeitweise mit Wasser, um ihn feucht zu halten. Zuletzt läßt man den Ueberzug ganz trocken werden, reibt ihn mit einem Lappen ab und polirt den Marmor mit Schleimfreude und Leberlappen nach. Ist der Marmor durch sauren Wein etc. stumpf geworden, so polirt man zuerst mit Zinnasche vor, dann mit Kreide nach.

Mice in C. (Schweiz). Kurz und doch erschöpfend ist die Behandlung und Bearbeitung sowohl der pflanzlichen als thierischen Gewebefasern in der ausgezeichneten Technologie von Prof. R. Wagner (7. Auflage, Leipzig bei D. Wigand) beschrieben worden.

Eine deutsche Hausfrau in den russischen Ostseeprovinzen. Das Bleichverfahren, welches auf der Agl. Mutterbleiche zu Sohlingen bei Ustar für Leinen- und Baummollgewebe und Garne befolgt wird, finden Sie ausführlich beschrieben in Dr. Jacobien's chemisch-technischem Repertorium, Jahrgang 1868, Seite 7, ebenso in dessen Industrieblättern, Jahrgang 1868, Seite 97.

